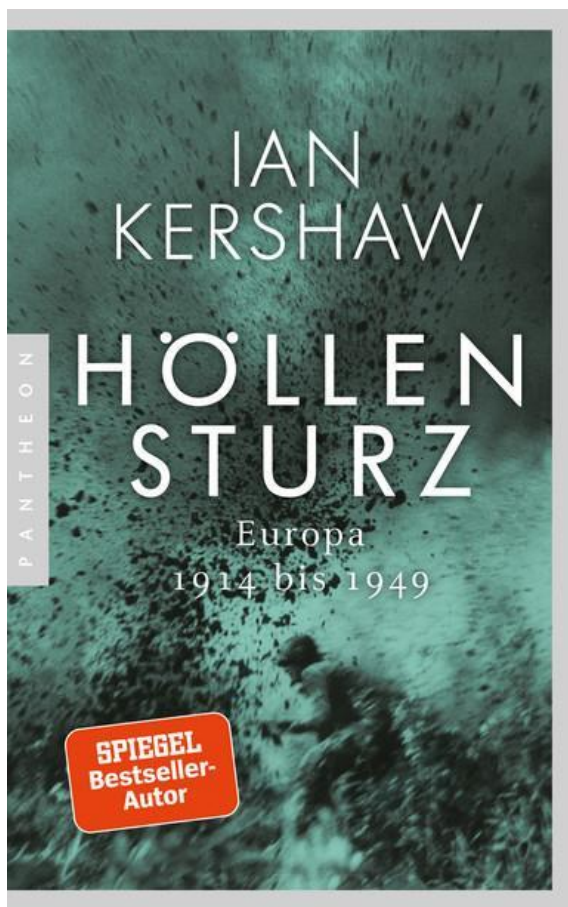




Leseprobe

Ian Kershaw

Höllensturz

Europa 1914 bis 1949

»Ein Meisterwerk. [...] Das Kunststück, eine ganz Europa umfassende Darstellung vorzulegen, sozusagen vom Atlantik bis zum Ural, ist voll gelungen.« *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 20,00 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 25. September 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Kontinent am Abgrund: Der erste Band von Ian Kershaws glänzend erzählter Geschichte Europas im 20. Jahrhunderts

Das europäische zwanzigste Jahrhundert war geprägt von kriegesischen Auseinandersetzungen. Europa erlebte gewaltige Turbulenzen, die Hölle zweier Weltkriege in der ersten Jahrhunderthälfte und tiefgreifende Veränderungen. Der britische Historiker Ian Kershaw erzählt in einem meisterhaften Panorama die Geschichte dieses Kontinents vom Vorabend des Ersten Weltkriegs bis in die Zeit des beginnenden Kalten Kriegs Ende der vierziger Jahre, nachdem die europäische Zivilisation an den Rand der Selbstzerstörung gelangt war.



Autor

Ian Kershaw

Ian Kershaw, geboren 1943, war bis zu seiner Emeritierung Professor für Modern History an der University of Sheffield und zählt zu den bedeutendsten Historikern der Gegenwart. Seine große zweibändige Biographie Adolf Hitlers gilt als Meisterwerk der modernen Geschichtsschreibung. Bei Pantheon erschien zuletzt sein Bestseller »Höllensturz« (2016).



Ian Kershaw

HÖLLENSTURZ

Europa 1914 bis 1949

Aus dem Englischen von
Klaus Binder, Bernd Leineweber
und Britta Schröder

Pantheon

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel *To Hell and Back. Europe 1914–1949* bei Allen Lane, Penguin Random House UK.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Dritte Auflage 2019

Copyright © 2015 Ian Kershaw

Copyright © 2016 der deutschsprachigen Ausgabe
Deutsche Verlags-Anstalt, München

Copyright © dieser Ausgabe 2017 by Pantheon Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagmotiv: PhotoQuest/GettyImages

Lektorat: Daniel Bussenius, Berlin

Karten: Peter Palm, Berlin

Typografie: DVA/Andrea Mogwitz

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Gesetzt aus der Apollo

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-55361-9

www.pantheon-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.

INHALT

VORWORT

7

EINFÜHRUNG

Europas Epoche der Selbstzerstörung

13

EINS

Am Abgrund

23

ZWEI

Die große Katastrophe

73

DREI

Turbulenter Friede

139

VIER

Tanz auf dem Vulkan

215

FÜNF

Düstere Wolken am Horizont

279

SECHS

Gefahrenzone

345

SIEBEN

Der Hölle entgegen

407

ACHT

Hölle auf Erden

473

NEUN

Lautlose Übergänge in dunklen Jahrzehnten

553

ZEHN

Aufstieg aus der Asche

635

DANK

705

KARTEN

708

AUSGEWÄHLTE BIBLIOGRAPHIE

713

SACH- UND PERSONENREGISTER

749

VORWORT

Dies ist der erste von zwei Bänden über die Geschichte Europas von 1914 bis in unsere Tage – und das wohl mit Abstand schwierigste Buch, an das ich mich je gewagt habe. Jedes meiner bisherigen Bücher war in gewisser Weise ein Versuch, mir selbst Klarheit über ein bestimmtes Problem der Vergangenheit zu verschaffen. In diesem Fall birgt das Thema – die jüngste Vergangenheit – jedoch eine Vielzahl äußerst komplexer Probleme. Aber ungeachtet aller Schwierigkeiten war die Verlockung unwiderstehlich, zu versuchen diejenigen Kräfte besser zu verstehen, die in der jüngeren Vergangenheit unsere heutige Welt geformt haben.

Natürlich gibt es nicht einen einzigen Weg, eine Geschichte Europas im 20. Jahrhundert anzugehen. Einige ausgezeichnete Darstellungen mit unterschiedlichen Interpretationen und unterschiedlichem Aufbau liegen bereits vor: darunter, jeweils mit einem eigenen Blick auf das Jahrhundert, die Arbeiten von Eric Hobsbawm, Mark Mazower, Richard Vinen, Harold James, Bernard Wasserstein und Heinrich August Winkler. Der vorliegende Band und der noch folgende sind, anders kann es gar nicht sein, ein persönlicher Zugang zu diesem so bedeutungsschweren Jahrhundert. Und wie jeder Versuch, ein breites Panorama über einen längeren Zeitraum hinweg zu erfassen, muss sich auch dieser auf Pionierarbeiten anderer Forscher stützen.

Natürlich bin ich mir dessen bewusst, dass für so gut wie jeden Satz, den ich geschrieben habe, Fachuntersuchungen in Fülle, oft von hoher Qualität, zur Verfügung stehen. Nur für einige Teilgebiete, vor allem zu Deutschland zwischen 1918 und 1945, kann ich in Anspruch

nehmen, selbst Grundlagenforschung betrieben zu haben. Ansonsten war ich auf vielen unterschiedlichen Gebieten von den exzellenten Arbeiten anderer Forscher abhängig. Selbst wenn meine Sprachkenntnisse weiter reichten, wäre dies unvermeidlich gewesen. Kein einzelner Forscher wäre in der Lage, in ganz Europa Archivarbeit zu betreiben; ein Versuch, der zudem sinnlos wäre, schließlich wurde diese Arbeit von Experten für einzelne Länder oder bestimmte historische Themen bereits ausnahmslos getan. Ein Überblick, wie ich ihn mit diesem Buch biete, wird stets auf den ungezählten Leistungen anderer beruhen.

Im Format der Reihe *Penguin History of Europe* sind Anmerkungen generell nicht vorgesehen, so bleiben die vielen Werke historischer Forschung, auf die ich angewiesen war, an Ort und Stelle ungenannt: Monographien, Editionen zeitgenössischer Dokumente, statistische Untersuchungen, Spezialstudien zu einzelnen Ländern. Die Bibliographie lässt gleichwohl das Wichtigste dessen erkennen, was ich anderen Forschern zu verdanken habe. Sie werden mir, so hoffe ich, nachsehen, dass ich ihre Arbeiten nicht durch Fußnoten nachweisen konnte, und zugleich meine tiefe Anerkennung ihrer großen Leistungen annehmen. Eigenständig sind an diesem Buch darum allein Aufbau und Interpretation – die Art und Weise, wie die Geschichte geschrieben ist, und die zugrunde liegende Argumentation.

Die Einleitung »Europas Epoche der Selbstzerstörung« skizziert den interpretativen Rahmen dieses Bandes und deutet zugleich an, wie der zweite (noch zu schreibende) Band angelegt sein wird. Zum Aufbau des Ganzen nur so viel: Ich habe die folgenden Kapitel chronologisch angeordnet und in thematische Unterabschnitte gegliedert. Das spiegelt die Absicht dieses Buches: Ich wollte genau verfolgen, wie sich das Drama entwickelte und was die Ereignisse bestimmte, indem ich mich auf recht kurze Zeitabschnitte konzentriere und innerhalb dieser Zeitabschnitte zwangsläufig die prägenden Kräfte getrennt behandle. Darum gibt es keine Kapitel, die sich eigens mit Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur, Ideologie oder Politik befassen; diese

Themen finden, wenn auch nicht immer mit derselben Gewichtung, ihren Ort innerhalb der einzelnen Kapitel.

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, der Gegenstand dieses Bandes, war bestimmt von Krieg. Daraus entspringen ganz eigene Fragen. Wie lassen sich die gewaltigen und bedeutungsschweren Themenkomplexe des Ersten und Zweiten Weltkriegs überhaupt im Rahmen eines so weitgespannten Bandes wie diesem behandeln? Zu beiden Konflikten gibt es ganze Bibliotheken. Doch wollen Leser verständlicherweise nicht einfach nur auf andere Werke verwiesen werden (obwohl sie natürlich jedes Thema dieses Bandes in solchen Werken weiterverfolgen können). Darum hielt ich es für sinnvoll, die Kapitel, die den beiden Weltkriegen gewidmet sind, durch äußerst knappe Zusammenfassungen des jeweiligen Frontgeschehens einzuleiten. Das dient vor allem der Orientierung. In kürzest möglicher Form sollen das Ausmaß der Katastrophen und deren unermesslichen Folgen sichtbar werden. Wie entscheidend diese Ereignisse waren, ist trotz der verknüpften Darstellung offensichtlich. In anderen Fällen überlegte ich ebenfalls, ob ich davon ausgehen dürfe, dass alle Leser beispielsweise mit dem Aufstieg des Faschismus in Italien oder mit dem Verlauf des Spanischen Bürgerkriegs vertraut sind, und kam zu dem Schluss, dass auch hier kurze Zusammenfassungen von Nutzen sein könnten.

Durchweg war ich darauf bedacht, persönliche zeitgenössische Erfahrungen in die Darstellung einfließen zu lassen, um wenigstens anzudeuten, wie es war, in dieser Epoche zu leben, die uns zeitlich so nah ist und zugleich so grundverschieden vom heutigen Europa. Natürlich bleiben solche Erfahrungen persönlich und sind nicht statistisch repräsentativ. Aber sie geben Hinweise – spiegeln verbreitete Haltungen und Mentalitäten. In jedem Fall gewinnt man durch die Einbeziehung persönlicher Erfahrungen lebendige Momentaufnahmen, die im Gegensatz zu Abstraktionen und unpersönlichen Analysen spüren lassen, wie Menschen auf die mächtigen Kräfte reagierten, die ihre Leben durchschüttelten.

Selbstverständlich kann eine Geschichte Europas nicht die Summe nationaler Geschichten sein. Vielmehr geht es um die treibenden Kräfte, die den Kontinent als Ganzen oder zumindest die meisten seiner konstitutiven Teile geformt haben. Eine allgemeine Darstellung muss selbstverständlich eher die Perspektive eines Vogels als die eines Wurms bieten. Sie muss verallgemeinern, kann sich nicht auf Einzelheiten konzentrieren, allerdings werden einzelne Entwicklungen auch nur durch ein Weitwinkelobjektiv sichtbar. Ich habe mich bemüht, kein Gebiet Europas zu vernachlässigen und häufig die besonders tragische Geschichte der Osthälfte des Kontinents hervorzuheben. Einige Länder aber spielten unvermeidlich eine größere (oder unheilvollere) Rolle als andere, verlangen insofern auch mehr Aufmerksamkeit. In diesem wie auch im folgenden Band wird Russland (die spätere Sowjetunion) als Teil Europas behandelt; ein für die Geschichte Europas derart entscheidender Spieler kann unmöglich unberücksichtigt bleiben, selbst wenn geographisch gesehen weite Teile des russischen, dann sowjetischen Imperiums außerhalb Europas liegen. Aus ähnlichen Gründen wird auch die Türkei dort einbezogen, wo sie maßgeblich in europäische Angelegenheiten verwickelt war, was aber nach Auflösung des Osmanischen Reiches und Gründung des türkischen Nationalstaats 1923 schlagartig nachließ.

Dieser Band beginnt mit einem kurzen Überblick über das Europa am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Die nächsten Kapitel verfolgen sodann dessen Verlauf und die unmittelbare Nachkriegszeit, die kurzlebige Erholung Mitte der 1920er Jahre, die verheerenden Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise (im angelsächsischen Sprachraum Große Depression genannt), die heraufziehende Gefahr eines weiteren Weltkriegs, die tatsächliche Entfaltung dieses zweiten Weltenbrands innerhalb einer Generation, zuletzt den verheerenden Zusammenbruch der Zivilisation, den dieser Zweite Weltkrieg verursachte. An diesem Punkt unterbreche ich die chronologische Folge durch ein strukturgeschichtliches Kapitel (Kapitel neun), das sich langfristigen Entwicklungen und strukturellen Fragen widmet,

die über die knappen zeitlichen Grenzen der vorangehenden Kapitel hinausgreifen – der demographische und sozioökonomische Wandel, die Stellung der christlichen Kirchen, die Haltung der Intellektuellen und das Wachstum der Unterhaltungsindustrie. Das Schlusskapitel nimmt den chronologischen Faden wieder auf.

Eigentlich wollte ich ursprünglich diesen ersten Band mit dem tatsächlichen Ende der Kämpfe des Zweiten Weltkriegs beschließen. Doch obgleich die offenen Feindseligkeiten in Europa im Mai 1945 endeten (der Krieg gegen Japan dauerte noch bis in den August), war der schicksalhafte Verlauf der Jahre 1945 bis 1949 so offensichtlich von diesem Krieg und den Reaktionen darauf bestimmt, dass ich es für gerechtfertigt hielt, über den Moment hinauszublicken, an dem offiziell der Frieden auf den Kontinent zurückkehrte. 1945 waren die Umriss eines neuen, eines Nachkriegseuropas noch kaum sichtbar; erst allmählich zeichneten sie sich ab. Darum erschien es mir angemessen, ein Schlusskapitel anzufügen, das sich mit der unmittelbaren Nachkriegszeit beschäftigt, die nicht nur eine Periode fortgesetzter Gewalt war, sondern auch dem geteilten Europa, das bis 1949 entstand, seine Gestalt gab. Darum endet der erste Band mit diesem Jahr und nicht mit 1945.

Fußballkommentatoren greifen, wenn mit der Halbzeitpause ein erstaunlicher Wechsel des Spielglücks eingetreten ist, gerne zu einem ihrer Lieblingsklischees: »Es ist ein Spiel mit zwei Hälften.« Es ist sehr verlockend, sich auch Europas 20. Jahrhundert als ein Jahrhundert mit zwei Halbzeiten vorzustellen, vielleicht sogar als eines mit einer »Verlängerung«, die 1990 begann. Dieser Band beschäftigt sich nur mit der ersten Hälfte eines außerordentlichen und dramatischen Jahrhunderts, mit der Epoche, in der Europa zwei Weltkriege führte, die Grundfesten der Zivilisation bedrohte und wild entschlossen schien, sich selbst zu zerstören.

Ian Kershaw

Manchester, im November 2014

EINFÜHRUNG

EUROPAS EPOCHE DER SELBSTZERSTÖRUNG

Die Kriege von Völkern werden schrecklicher sein
als die der Könige.

Winston Churchill (1901)

Europas 20. Jahrhundert war ein Jahrhundert des Krieges. Zwei Weltkriege und daran anschließend über 40 Jahre »Kalter Krieg« – der seinerseits die unmittelbare Folge des Zweiten Weltkriegs war – prägten die Epoche. Eine außerordentlich dramatische, tragische, zugleich aber auch unendlich faszinierende Zeit. Ihre Geschichte ist die eines gewaltigen Umbruchs und eines erstaunlichen Wandels. Europa stieg im 20. Jahrhundert einmal in die Hölle hinab und kam wieder daraus hervor. Der Kontinent, der sich seit dem Ende der Napoleonischen Kriege 1815 für fast einhundert Jahre gerühmt hatte, der Gipfel der Zivilisation zu sein, stürzte zwischen 1914 und 1945 in einen Abgrund der Barbarei. Auf diese verheerend selbstzerstörerische Zeit aber folgte eine Periode bis dahin unvorstellbarer Stabilität und Prosperität – allerdings um den hohen Preis einer unüberbrückbaren politischen Teilung. Anschließend durchlebte ein wiedervereinigtes Europa, das sich großem inneren Druck durch die zunehmende Globalisierung und ernsten außenpolitischen Herausforderungen ausgesetzt sah, zunehmende Spannungen – und zwar schon bevor die Weltfinanzkrise von 2008 den Kontinent in eine neue, bis heute ungelöste Krise stürzte.

Die Zeit nach 1950 wird ein zweiter Band beleuchten; der hier vorliegende betrachtet, wie sich Europa in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, während der Zeit der beiden Weltkriege, um ein Haar selbst vernichtet hätte. Er verfolgt, wie die gefährlichen Kräfte, die aus dem Ersten Weltkrieg erwuchsen, in jenen kaum vorstellbaren Abgrund von Unmenschlichkeit und Zerstörung führten, der sich während des Zweiten Weltkriegs auftat. Diese Katastrophe macht zusammen mit einem Völkermord von bis dahin beispiellosem Ausmaß, von dem der militärische Konflikt nicht zu trennen ist, den Zweiten Weltkrieg zum Epizentrum und zum bestimmenden Ereignis von Europas wechselvoller Geschichte im 20. Jahrhundert.

Die folgenden Kapitel loten die Ursachen dieser unermesslichen Katastrophe aus. Sie verorten sie in vier in jenen Jahrzehnten auf beispiellose Weise ineinandergreifenden Hauptelementen einer alles erfassenden Krise. Das sind

- 1) die explosionsartige Ausbreitung eines ethnisch-rassistischen Nationalismus;
- 2) erbitterte und unversöhnliche territoriale Revisionsforderungen;
- 3) ein akuter Klassenkonflikt, der mit der bolschewistischen Revolution in Russland einen konkreten Schwerpunkt erhielt; und
- 4) eine langanhaltende Krise des Kapitalismus (die viele Beobachter für letal hielten).

Der Triumph des Bolschewismus war nach 1917 ein entscheidendes neues Element. Das gleiche gilt für die nahezu konstante Krise des Kapitalismus, die sich lediglich Mitte der 1920er Jahre kurzzeitig entschärfte. Die anderen Elemente waren schon vor 1914 präsent gewesen, wenn auch weit weniger akut. Keines dieser Elemente war ein Hauptauslöser des Ersten Weltkriegs; die neue Virulenz eines jeden von ihnen war ein wesentliches Resultat dieses Krieges. Ihr letales Zusammenwirken führte nun in eine Periode ungeheurer Gewalt, und diese zu einem zweiten Weltkrieg, der weitaus zerstörerischer

war als der erste. Von der Verkettung dieser vier Faktoren am stärksten betroffen waren Mittel-, Ost- und Südosteuropa, großenteils die ärmsten Regionen des Kontinents. Westeuropa erging es besser (mit einer bedeutsamen Ausnahme, nämlich Spanien).

Österreich-Ungarn und das Osmanische Reich überlebten den Ersten Weltkrieg nicht; ihr Auseinanderbrechen und die ungeheuer gewaltsamen Wirren des russischen Bürgerkriegs, der unmittelbar auf die Oktoberrevolution folgte, setzten neue Kräfte eines extremen Nationalismus frei, der nationale Zugehörigkeit in der Regel ethnisch definierte. Nationalistische und ethnische Konflikte waren vor allem in der ärmeren Osthälfte des Kontinents verbreitet – gerade dort, wo ethnisch gemischte Gemeinschaften seit langem gelebt hatten. Aus Missgunst und sozialem Elend machte der nationalistische Hass oft vor allem die Juden zu Sündenböcken. Es lebten mehr Juden in Mittel- und Osteuropa als in Westeuropa, sie waren dort zumeist weniger gut integriert, gehörten niedrigeren sozialen Klassen an als ihre Glaubensgenossen in den westeuropäischen Ländern. Diese mittel- und osteuropäischen Regionen waren, weit mehr als Deutschland, die traditionellen Kerngebiete eines gewalttätigen Antisemitismus. Da Westeuropa insgesamt ethnisch homogener war und sich die Nationalstaaten dort über lange historische Zeiträume entwickelt hatten, blieben Spannungen dort zwar nicht vollständig aus, fielen jedoch weniger heftig aus als im Osten.

Zudem befanden sich die Siegermächte und die meisten neutralen Länder des Ersten Weltkriegs in Westeuropa. Verletztes nationales Ansehen und die Konkurrenz um materielle Ressourcen – der Nährboden für aggressiven ethnischen Nationalismus – spielten weiter östlich eine sehr viel größere Rolle. In der Mitte des Kontinents gelegen, mit Grenzen von Frankreich und der Schweiz im Westen bis nach Polen und Litauen im Osten, war Deutschland das bedeutendste der Verliererländer und der Schlüssel zu Europas künftigem Frieden. Doch herrschte unter den Deutschen tiefe Verbitterung über die Behandlung durch die alliierten Siegermächte, und sie unterdrückten ihre

revisionistischen Ambitionen nur zeitweilig. Weiter im Süden und nach Osten hin entstanden aus den Trümmern des Österreichisch-Ungarischen, des Russischen und des Osmanischen Reiches neue Nationalstaaten, oftmals unter den denkbar schlechtesten Bedingungen zusammengeschustert. Kaum verwunderlich, dass der nationalistische und ethnische Hass, der die Politik vergiftete, diese Regionen zu den Hauptschlachtfeldern des Zweiten Weltkriegs machen sollte.

Die territoriale Aufteilung Europas, die nach dem Ersten Weltkrieg erfolgte, schürte die nationalistischen Konflikte und ethnischen Spannungen massiv. Mochten ihre Absichten auch gut gewesen sein, so sahen sich die Verfasser der Verträge von Versailles, St. Germain und Trianon von 1919/20 doch unlösbaren Problemen gegenüber, als sie versuchten, die territorialen Ansprüche der aus den Trümmern der alten Großreiche entstandenen, neuen Länder zu befriedigen. Ethnische Minderheiten bildeten einen beträchtlichen Bevölkerungsanteil der meisten neuen Staaten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa – eine potenzielle Grundlage für schwere politische Unruhen. Fast alle neugezogenen Grenzen blieben umstritten, ungeklärt auch die Ansprüche der ethnischen Minderheiten, die gewöhnlich der Diskriminierung durch die jeweilige Mehrheitsbevölkerung ausgesetzt waren. Die in den Verträgen festgelegten Grenzverschiebungen sorgten zudem in den Ländern, die sich ungerecht behandelt fühlten, für gefährlich brodelnden Unmut. Das galt auch für Italien, obwohl es dort keine ethnischen Konflikte gab (einmal abgesehen von der überwiegend deutschsprachigen Bevölkerung Südtirols, das Italien nach Kriegsende annektiert hatte). Doch die italienischen Nationalisten und Faschisten konnten die Gefühle vieler Landsleute ausnutzen, die es ungerecht fanden, dass ihrem Land, das im Ersten Weltkrieg doch aufseiten der Siegermächte gestanden hatte, Gebiete verweigert wurden, die es sich hatte einverleiben wollen und die stattdessen Jugoslawien zugeschlagen wurden. In Deutschland (wo es nach den Gebietsverlusten am Ende des Ersten Weltkriegs ebenfalls keine ethnischen Gegensätze gab) saß der Zorn über die territorialen Verstümmelungen

tief; er befeuerte zunächst die Forderungen, den Versailler Vertrag zu revidieren, und mündete später, weitaus gefährlicher für Europas dauerhaften Frieden, in die Unterstützung des Nationalsozialismus. Die gleichen Ressentiments steigerten den Unmut auch jener Deutschen, die als Minderheiten außerhalb der Reichsgrenzen lebten, in Polen, der Tschechoslowakei und anderswo.

Der schrille Nationalismus, der nach dem Ersten Weltkrieg aufkam, gewann an Dynamik nicht nur durch ethnische Rivalitäten, sondern auch durch Klassenkonflikte. Denn das Gefühl nationaler Einheit ließ sich aufs Äußerste steigern, wenn der Fokus auf vermeintliche »Klassenfeinde« inner- und außerhalb des Nationalstaats gelenkt wurde. Der enorme wirtschaftliche Aufruhr der Nachkriegszeit und danach die fatalen Folgen der Wirtschaftskrise in den 1930er Jahren führten europaweit zu einer großen Verschärfung der Klassengegensätze. Klassenkämpfe hatten, oft gewaltsam ausgetragen, natürlich das gesamte Industriezeitalter durchzogen, verglichen mit den Vorkriegsjahren aber gewannen diese Konflikte deutlich an Brisanz. Immerhin gab es nach der Russischen Revolution und mit Gründung der Sowjetunion ein alternatives Gesellschaftsmodell, eines, das den Kapitalismus zu Fall gebracht und eine »Diktatur des Proletariats« errichtet hatte. Beseitigung der Kapitalistenklasse, Enteignung der Produktionsmittel durch den Staat sowie massive Umverteilung des Grundbesitzes: das war ein Programm, das für weite Teile der verarmten Massen nach 1917 Attraktivität besaß. Aber die Präsenz des Sowjetkommunismus spaltete die Linke auch, schwächte sie auf fatale Weise, und stärkte dagegen die extrem nationalistischen Kräfte der Rechten ungemein. Wiedererstarkende Teile der Rechten konnten die Energien und die Gewaltbereitschaft all jener, die sich vom Bolschewismus bedroht fühlten – die alten begüterten Eliten, der Mittelstand, die Land besitzende Bauernschaft –, in neue hochaggressive politische Bewegungen lenken.

Nicht anders als die revolutionäre Linke nutzte auch die Konterrevolution die Verbitterung und die Ängste, die aus dem Klassen-

konflikt resultierten. Am attraktivsten wirkten konterrevolutionäre Bewegungen dort, wo es ihnen gelang, extremen Nationalismus mit aggressivem Antibolschewismus zu verbinden. Wiederum waren die Länder Mittel- und Osteuropas davon am stärksten betroffen, denn dort empfand man die »bolschewistische Gefahr« als hoch. Zur international größten Gefahr wurde diese Entwicklung jedoch dort, wo die Verquickung von extremem Nationalismus mit einem geradezu paranoiden Hass auf den Bolschewismus rechte Massenbewegungen aufkommen ließ, Bewegungen, denen es in Italien, später auch in Deutschland gelang, die Macht im Staat zu ergreifen. Wenn nun die hasserfüllten nationalistischen und antibolschewistischen Energien, die der extremen Rechten zur Macht verholfen hatten, in eine nach außen gerichtete Aggression gelenkt werden konnten, geriet Europas Frieden in große Gefahr.

Das vierte Element, mit den drei anderen Elementen verwoben und diese verstärkend, war die in der Zwischenkriegszeit anhaltende Krise des Kapitalismus. Die nachhaltige Störung der Weltwirtschaft, die der Erste Weltkrieg verursacht hatte, die gravierende Schwäche der wichtigsten europäischen Volkswirtschaften, Großbritannien, Frankreich und Deutschland, schließlich die mangelnde Bereitschaft der Vereinigten Staaten, sich mit ihrer überlegenen Wirtschaftsmacht voll an Europas Wiederaufbau zu beteiligen – all das mündete in ein Desaster. Zusätzlich verschärft wurden Europas Probleme von den weltweiten Nachwirkungen des Krieges. Auf Kosten Europas baute Japan seine Märkte im Fernen Osten weiter aus, nicht zuletzt im von innenpolitischen Wirren geschüttelten China. Das Britische Empire stand vor wachsenden politischen und ökonomischen Problemen, am offensichtlichsten in Indien, wo das Wachstum einer einheimischen Textilindustrie und der damit einhergehende Verlust von Exportmärkten Großbritanniens wirtschaftliche Nöte noch verschärften. Die russische Wirtschaft indessen schied, infolge von Revolution und Bürgerkrieg, praktisch ganz aus der Weltwirtschaft aus. Die Krise des Kapitalismus war global, den größten Schaden allerdings richtete sie in Europa an.

Die Inflationskrise der frühen 1920er und die Deflationskrise der 1930er Jahre rahmen einen viel zu kurzen Aufschwung ein; er war, wie sich erwies, auf Sand gebaut. Dagegen erzeugten die beiden Phasen gewaltiger wirtschaftlicher und sozialer Verwerfungen, die rasch aufeinander folgten, ein Klima, in dem nicht nur reale Verarmung, sondern auch die Furcht davor den politisch extremen Gruppen massiven Zulauf verschafften.

Die wirtschaftlichen Turbulenzen allein jedoch reichten nicht aus, um große politische Umwälzungen herbeizuführen. Eine Legitimationskrise des Staates musste hinzukommen, geschürt durch eine bereits bestehende ideologische Spaltung und tiefe kulturelle Gräben, die die geschwächten Machteliten neuem Druck der mobilisierten Massen aussetzten. Exakt diese Bedingungen waren jedoch in vielen Teilen Europas gegeben, insbesondere dort, wo ein extremer integraler Nationalismus, der vom verbreiteten Gefühl, nationales Prestige verloren zu haben, und von enttäuschten Großmachtaspirationen gespeist wurde, eine starke Bewegung hervorbringen konnte. Diese wiederum zehrte von der ideologisch überhöhten Stärke teuflischer Feinde, denen man sich gegenüber wähnte, und eine solche Bewegung konnte in einem Staat mit schwacher Autorität durchaus nach der Macht greifen.

Diese vier Hauptelemente also mussten ineinandergreifen, um die umfassende politische, sozioökonomische und ideologisch-kulturelle Krise auszulösen, die Europa bis an den Rand der Selbstzerstörung trieb. Zu diesem Zusammenspiel der Krisenfaktoren kam es, in unterschiedlichem Maße, in den meisten Ländern Europas, auch in Westeuropa. Besonders in einem Land aber waren alle vier Komponenten in ihrer extremsten Ausprägung wirksam und verstärkten einander zu explosiver Wirkung – in Deutschland. Als es Adolf Hitler – der es meisterlich verstand, die allgemeine Krise auszunutzen, und der sie mit dem Einsatz von Gewalt überwinden wollte – gelang, seine diktatorische Herrschaft über den deutschen Staat zu zementieren, war es nicht mehr weit zu einer allgemeinen Katastrophe in Europa. Das militärische und wirtschaftliche Potenzial Deutschlands war (trotz

seiner zeitweiligen Schwächung nach dem Ersten Weltkrieg) groß, seine revisionistischen Forderungen und expansionistischen Ambitionen hatten unmittelbare Folgen für die territoriale Integrität und politische Unabhängigkeit vieler anderer Länder, und so stieg die Wahrscheinlichkeit zusehends, dass Europas Krise in einem neuen katastrophalen Krieg enden würde. Dass sich die Krise in Mittel- und Osteuropa, den instabilsten Teilen des Kontinents, zuspitzte, kann dabei ebenso wenig verwundern wie der Umstand, dass die Länder im Osten nach Ausbruch des Krieges zum Schauplatz der größten Zerstörungen und grotesker Unmenschlichkeit wurden.

Die Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs erreichten ungekannte Dimensionen. Dieser schwere Zivilisationsbruch hatte moralische Folgen, und sie sollten für den Rest des Jahrhunderts und darüber hinaus spürbar bleiben. Und dennoch: Ausgerechnet dieser zweite Krieg ebnete – im völligen Gegensatz zum Chaos, das der erste verursacht hatte – Europa den Weg zu seiner Wiedergeburt in der zweiten Jahrhunderthälfte. Hatte der Erste Weltkrieg verschärfte ethnische Spannungen, Grenzkonflikte, Klassenkonflikte sowie eine tiefe, anhaltende Krise des Kapitalismus hinterlassen, so schwemmte der Zweite Weltkrieg diese Verkettung von Krisenfaktoren im Strudel der Zerstörung fort. Die Sowjetherrschaft über Osteuropa unterdrückte die inneren ethnischen Gegensätze und Unruhen gewaltsam. Die direkt nach Kriegsende in großem Stil durchgeführten ethnischen Säuberungen veränderten die Landkarte Mittel- und Osteuropas. Deutschlands Träume von der Herrschaft über ganz Europa zerstoben in seiner totalen Niederlage, Verwüstung und Teilung. In Westeuropa regte sich neue Bereitschaft, nationalistische Feindseligkeiten zugunsten von Kooperation und Integration zu entschärfen. Grenzen wurden nun durch die Präsenz der neuen Supermächte festgelegt. Der ältere Antibolschewismus, von dem die extreme Rechte hatte zehren können, wurde in westeuropäische Staatsideologien umgewandelt und förderte so eine stabile konservative Politik. Und nicht zuletzt brachte der (diesmal unter Federführung der Vereinigten Staaten)

reformierte Kapitalismus der Westhälfte Europas unglaublichen Wohlstand und mit diesem die Grundlage politischer Stabilität. All diese fundamentalen Veränderungen tilgten, nach 1945 ineinandergreifend, die Matrix der Krisenelemente, die den Kontinent in der Zeit der beiden Weltkriege beinahe zerstört hatten.

Der Zweite Weltkrieg, und das ist entscheidend, zerbrach das System konkurrierender europäischer Großmächte ein für alle Mal; er beendete deren Ringen um die Herrschaft über den Kontinent – ein System, das über die Ära Bismarck hinweg bis 1815 zurückreichte, bis zum Ende der napoleonischen Zeit. Im wiedergeborenen, wiewohl ideologisch und politisch zerrissenen Europa gab es nur mehr zwei Großmächte: die Vereinigten Staaten von Amerika und die Sowjetunion, die einander über den Eisernen Vorhang hinweg belauerten und darüber wachten, dass beim Wiederaufbau Europas Staaten und Gesellschaften nach ihrem eigenen Bilde entstanden. Und noch ein weiterer entscheidender Faktor wurde wirksam: Sobald beide Supermächte über Atombomben verfügten, das war ab 1949 der Fall, und vier Jahre später dazu über Wasserstoffbomben von noch entsetzlicherer Zerstörungskraft, beschwor das Schreckgespenst eines Atomkriegs ein Ausmaß an Zerstörung herauf, das die Verheerungen beider Weltkriege weit in den Schatten gestellt hätte. Daran musste das Denken sich ausrichten, das trug zur Schaffung dessen bei, was 1945 noch höchst unwahrscheinlich erschien: eine Ära des Friedens in Europa.

Wie sich diese Elemente ineinander verwoben und Europa verändert haben, den Osten wie den Westen, wird im nächsten Band zu erörtern sein. Was in diesem Band folgt, ist ein Versuch zu verstehen, wie Europa während der ersten Hälfte dieses gewaltsamen, turbulenten Jahrhunderts in einem Abgrund versank und wie es danach innerhalb von nur vier Jahren, nachdem der Tiefpunkt von 1945 erreicht war, das Fundament für einen erstaunlichen Aufschwung zu legen begann – für ein neues Europa, das aus der Asche des alten hervorgewachsen und den Weg antreten sollte, der herausführte aus der Hölle auf Erden.

EINS

AM ABGRUND

Wir nehmen den Pazifismus sehr ernst! Nur möchten wir unsere Artillerievorlage durchbringen.

General Stumm in: Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften* (1930–42)

Bereits damals gab es Vorahnungen, dass der Absturz in einen Krieg eine Ära beenden könnte. Am bekanntesten ist diese ungute Vorahnung in der Formulierung des britischen Außenministers Sir Edward Grey am 3. August 1914: »Die Lampen gehen in ganz Europa aus; wir werden sie in unserem Leben nie wieder leuchten sehen.« Unheil schwante auch dem deutschen Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg: »Ich sehe ein Fatum, größer als Menschenmacht, über der Lage Europas und über unserem Volke liegen«, rief er aus, als Ende Juli 1914 der Krieg bedrohlich näher rückte. Drei Jahre zuvor hatte der Sozialist August Bebel in einer Rede im Deutschen Reichstag, empörten Widerspruch und hitzige Gegenrede provozierend, deutlich gemacht, dass die Gefahr eines bevorstehenden Krieges in Europa wachse. Und ein solcher Krieg, erklärte er, werde den Kontinent in eine Katastrophe stürzen: »Die Götterdämmerung der bürgerlichen Welt ist im Anzuge.«

Der Krieg führte nicht, wie von Bebel angedeutet, zum Zusammenbruch des Kapitalismus, nicht zum Triumph des Sozialismus. Recht allerdings behielt er mit seiner Voraussage, dieser Krieg werde eine neue Ära einleiten. Der amerikanische Diplomat George Kennan beschrieb den Krieg später als »die Urkatastrophe«. Auch er hatte

Recht. Der Krieg war eine Katastrophe. Und er war der Auftakt zu einer Epoche – dem »Dreißigjährigen Krieg« des 20. Jahrhunderts –, in der der europäische Kontinent nahe daran war, sich selbst zu zerstören.

Ein goldenes Zeitalter?

Das Bild einer glanzvollen Ära der Stabilität, Prosperität und des Friedens, tragisch hinweggefegt durch die Schrecken, die folgten, blieb nach dem Ersten Weltkrieg im Gedächtnis insbesondere der privilegierten Klassen. Als *The Gilded Age*, als »vergoldetes Zeitalter« haben die Amerikaner die Vorkriegsjahre im Rückblick beschrieben. Doch dieser Ausdruck gibt auch wieder, wie die Europäer über diese Ära zu denken begannen. So erinnerte sich die Pariser Bourgeoisie der *Belle Époque*, einer Zeit nämlich, in der die ganze Welt Frankreich um seine Kultur beneidete und Paris als das Zentrum der Zivilisation erschien. Und wenn die besitzenden Klassen in Berlin an die wilhelminische Ära dachten, dann war dies eine Zeit des Wohlstands und der Sicherheit, der nationalen Größe und eines Status, wie er dem erst unlängst geeinten Deutschland gebührte. Auch Wien schien am Gipfel seines kulturellen Glanzes, seiner geistigen Brillanz, seiner historischen imperialen Herrlichkeit angekommen zu sein. München, Prag, Budapest, St. Petersburg, Moskau, viele, überall auf dem Kontinent verstreuten Städte hatten Teil an der kulturellen Blüte. Neue, anspruchsvolle, provokative Formen des künstlerischen Ausdrucks erfassten in einer Explosion kühner Kreativität so gut wie alle Sparten der bildenden Kunst, der Literatur, der Musik und des Theaters.

In London galt Ökonomie mehr als Kultur. In der Hauptstadt eines weltumspannenden Empire sehnte sich nach dem Ersten Weltkrieg die Nachkriegsgeneration zurück in ein verflossenes »Goldenes Zeitalter«, in jene Zeit des kontinuierlichen Wirtschaftswachstums, des florierenden Handels, der stabilen Währungen. Aus der Nachkriegs-

zeit stammt auch der berühmte Rückblick des großen britischen Ökonomen John Maynard Keynes: »Der Bewohner Londons konnte, seinen Morgentee im Bette trinkend, durch den Fernsprecher die verschiedenen Erzeugnisse der ganzen Erde in jeder beliebigen Menge bestellen und mit gutem Grund erwarten, dass man sie alsbald an seiner Tür ablieferte.« Da haben wir freilich die hochprivilegierte Perspektive eines wohlhabenden Mannes aus der oberen Mittelklasse, der in einer Stadt lebte, die damals Zentrum des Welthandels war. Kaum einer der Menschen, die in den osteuropäischen Schtetl lebten, in den verarmten Landstrichen Süditaliens, Spaniens, Griechenlands oder Serbiens, unter den städtischen Massen, die sich in den Elendsvierteln von Berlin, Wien, Paris, St. Petersburg und auch London drängten, keiner hätte sich derart idyllische Lebensverhältnisse auch nur vorstellen können. Und doch war das Bild eines »Goldenen Zeitalters« keine bloße Nachkriegserfindung.

Trotz Europas innerer Spaltung, trotz aller nationalistischen Rivalitäten partizipierten alle Länder am ungehinderten Waren- und Kapitalverkehr, der zur international vernetzten, kapitalistischen Weltwirtschaft gehörte. Die Stabilität, die das Wirtschaftswachstum ermöglichte, beruhte auf der Anerkennung des Goldstandards als einer Art Weltwährung, verankert in der Dominanz der Londoner City. Insofern besaß die Bank of England den Schlüssel zur Stabilität der Weltwirtschaft. Großbritanniens Einkünfte aus »unsichtbaren Leistungen« – Transport, Versicherung, Zinsen – und seine Exporte übertrafen die Importe bei weitem. Das Goldangebot, insbesondere aus Südafrika, war 1897/98 stark gestiegen. Die Bank of England aber baute weder übermäßige Goldreserven auf, was anderen Ländern geschadet hätte, noch verringerte sie diese. Die Volkswirtschaften der USA und Deutschlands waren dynamischer, das Wirtschaftswachstum höher als das in Großbritannien. Dass die Amerikaner die Weltwirtschaft irgendwann dominieren würden, erschien wahrscheinlich. Noch aber hatte Großbritannien den größten Anteil am Welthandel (auch wenn dieser schrumpfte), war zudem der mit Abstand größte

Exporteur von Anlagekapital. Die Konkurrenz der Großmächte um die ökonomische Ausbeutung der Welt freilich belastete die Stabilität der internationalen kapitalistischen Wirtschaft zunehmend; bis 1914 aber blieb das System intakt, von dem Europa und vor allem dessen industrialisierte Regionen in den Jahrzehnten zuvor so sehr profitiert hatten. Kaum jemand zweifelte, dass es bei Stabilität, Prosperität und Wachstum bleiben werde.

Die große Weltausstellung im Jahr 1900 in Paris war darauf angelegt, eine blühende Zivilisation zu präsentieren und Europa als deren Zentrum. Sie sang ein einziges Loblied auf den Fortschritt. Zur Schau stand ein Zeitalter der neuen Technologien. Riesige Maschinen beeindruckten die Besucher durch Kraft und Geschwindigkeit. Buchstäblich geblendet wurden sie durch den Glanz des von 5000 Glühbirnen erleuchteten Palais de l'Électricité. 24 europäische Nationen, dazu noch afrikanische, asiatische und lateinamerikanische Länder sowie die Vereinigten Staaten, sie alle präsentierten ihre aufwendigen Pavillons, die im Lauf der nächsten sechs Monate von nicht weniger als 50 Millionen Menschen, oft mit ehrfürchtigem Staunen, besichtigt wurden. Osteuropa und insbesondere Russland mit allein neun Pavillons erfreuten sich einer starken Präsenz. Groß herausgestellt wurde die »zivilisierende Mission« Europas. Auf dem Höhepunkt des Imperialismus vermittelten die aufwendigen exotischen Darstellungen weit entfernter kolonialer Besitzungen einen überwältigenden Eindruck europäischer Weltherrschaft. Und alles in allem, so schien es, versprachen Handel, Wohlstand und Frieden die unbegrenzte Fortdauer dieser Herrschaft. Vor den Besuchern lag eine glänzende Zukunft.

Ihr Optimismus schien gerechtfertigt. Verglichen mit dem, was vorgegangen war – ganz zu schweigen von dem, was kommen würde –, war das 19. Jahrhundert friedlich gewesen. Einen allgemeinen, kontinentalen Krieg hatte Europa seit dem Ende der Ära Napoleons, seit 1815, nicht mehr erlebt. Weder der Krieg auf der fernen Krim (1853–1856) noch die kurzen Kriege, die 1871 in der Vollendung der

italienischen Einheit und der deutschen Einigung gipfelten, hatten den allgemeinen Frieden auf dem Kontinent gefährdet. Ein Jahrzehnt nach der großen Pariser Ausstellung veröffentlichte Norman Angell, ein britischer Autor, den internationalen Bestseller *The Great Illusion* (1913, das Buch erschien im gleichen Jahr auch auf Deutsch: *Die falsche Rechnung. Was bringt der Krieg ein?*) und verstieg sich darin sogar zur Behauptung, der moderne, aus Handel und einer global verflochtenen Ökonomie entspringende Reichtum mache einen Krieg sinnlos. Viele Menschen, nicht nur in Britannien, teilten seine Ansicht. Es war nur schwer vorstellbar, dass Wohlstand, Frieden und Stabilität nicht auf unbegrenzte Zeit fort dauern, sondern so bald und so rasch hinweggefegt werden könnten.

Doch hatte Europa auch noch ein anderes, weit weniger attraktives Gesicht. Auf dem ganzen Kontinent veränderte sich das soziale Gefüge schnell, wenngleich sehr uneinheitlich. Rasant und intensiv industrialisierte Regionen existierten neben weiten Landstrichen, in denen noch immer hauptsächlich und oft beinahe urzeitlich Landwirtschaft betrieben wurde. 1913 bestritten noch etwa vier Fünftel der arbeitenden Bevölkerung Serbiens, Bulgariens und Rumäniens ihren Lebensunterhalt durch Ackerbau und Viehzucht. Europaweit lag dieser Anteil bei über zwei Fünfteln, nur in Großbritannien war er auf etwas mehr als ein Zehntel gesunken. Und nur in Großbritannien, in Belgien und, erstaunlicher, in der Schweiz waren 1913 über zwei Fünftel der arbeitenden Bevölkerung in der Industrie beschäftigt; noch nicht einmal in Deutschland war man so weit. Die meisten Europäer lebten noch immer in Dörfern oder Kleinstädten. Auch wenn sich die Lebensverhältnisse weiter verbesserten, für die Mehrheit der Europäer blieben sie dürftig, ganz gleich, ob es sie mit der Masse der Arbeitssuchenden in die unhygienischen Verhältnisse rasch wachsender Städte wie Berlin, Wien oder St. Petersburg getrieben hatte oder ob sie sich weiterhin in einer prekären Existenz auf dem Land durchschlugen. Viele trafen ihre Wahl mit den Füßen, zogen davon, von Armut und Chancenlosigkeit aus ihrer Heimat vertrieben. Weit

davon entfernt, in den Genuss von Wohlstand und Zivilisation zu gelangen, wollten Millionen Europäer so schnell wie möglich weg vom alten Kontinent. 1907 erreichte die Emigration in die Vereinigten Staaten ihren Höchststand: Über eine Million Europäer überquerten den Atlantik. Die große Welle nach der Jahrhundertwende – dreimal so hoch wie im Jahrzehnt zuvor – war die jener Menschen, die aus Österreich-Ungarn, Russland und vor allem aus dem verarmten Süditalien flohen.

Die Schnelligkeit des sozialen Wandels erzeugte einen neuen politischen Druck, der die bestehende Ordnung zu gefährden begann. In Europa lag, noch in den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg, die politische Macht in den Händen einiger Weniger. In den meisten Ländern waren es die landbesitzenden Eliten und alten aristokratischen Familien, die nach wie vor die regierende Klasse und die militärische Führung stellten, auch wenn manche von ihnen bereits durch Heirat mit den neuen Dynastien verbandelt waren, die ihren enormen Reichtum aus Industrie und Finanzkapital zogen. Nicht zuletzt war Europa immer noch ein Kontinent der Erbmonarchien. Republiken waren nur die Schweiz (deren jahrhundertealte Eidgenossenschaft sich 1848 eine moderne bundesstaatliche Verfassung gegeben hatte), Frankreich (seit 1870) und Portugal (seit 1910). In Österreich-Ungarn stand Kaiser Franz Joseph, der den Thron bereits 1848 bestiegen hatte, an der Spitze des riesigen multinationalen Habsburgerreichs mit über 50 Millionen Untertanen – für die Menschen war er ein Symbol der Beständigkeit monarchischer Herrschaft.

Gleichwohl gab es praktisch überall einen konstitutionellen Rahmen der Regierungsgewalt, ein Spektrum politischer Parteien (allerdings einem extrem restriktiven Wahlrecht unterworfen) sowie eine Rechtsordnung. Selbst die russische Autokratie sah sich zu Zugeständnissen genötigt: Nach dem gescheiterten Revolutionsversuch von 1905 sah sich Zar Nikolaus II. gezwungen, dem Parlament, der Duma, bestimmte Zuständigkeiten zu übertragen (wobei sich die Macht der Duma in der Praxis als extrem schwach erwies). Trotz die-

ser Konstitutionen hatten große Teile der Bevölkerung noch immer keine politische Vertretung, selbst in Großbritannien nicht, das als Ursprungsland der parlamentarischen Demokratie gilt. Manche Länder verfügten über ein seit langer Zeit eingeführtes allgemeines Männerwahlrecht. In Deutschland beispielsweise gewährte die Reichsverfassung von 1871 allen Männern über 25 Jahren eine Stimme bei den Reichstagswahlen. (Für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus allerdings blieb ein hoch restriktives Wahlrecht in Kraft, das den Grundbesitzern eine dauerhafte Vorherrschaft garantierte, und Preußen umfasste immerhin zwei Drittel des gesamten Reichsgebiets.) In Italien wiederum erfolgte der Wechsel zu einem für Männer (fast) allgemeinen Wahlrecht viel später, erst 1912. Nirgendwo in Europa der Jahrhundertwende aber besaßen Frauen ein Stimmrecht bei Parlamentswahlen. In zahlreichen Ländern protestierten Frauenrechtlerinnen gegen diese Diskriminierung, vor dem Ersten Weltkrieg allerdings blieben ihre Bewegungen wenig erfolgreich – außer in Finnland (wo sich, trotz dessen Zugehörigkeit zum Russischen Reich, nach der fehlgeschlagenen Revolution von 1905 ein gewisser demokratischer Wandel durchsetzen ließ) und in Norwegen.

Die wesentlichste soziale Veränderung, eine, in der die Eliten aller Länder eine fundamentale Bedrohung ihrer Macht erkannten, war der Aufstieg von Gewerkschaften und politischen Parteien der Arbeiterklasse. 1889 war die »Zweite Internationale« als Dachverband der sozialistischen Parteien Europas gegründet worden, um die programatischen Forderungen der nationalen Parteien zu koordinieren. Die meisten dieser Parteien blieben, in der einen oder anderen Form, der revolutionären Doktrin von Karl Marx und Friedrich Engels verbunden. Deren Kritik der unausweichlich ausbeuterischen Natur des Kapitalismus, ihr Leitbild einer neuen, auf Gleichheit und gerechter Verteilung des Reichtums basierenden Gesellschaftsform gewannen für große Teile der armen und ausgebeuteten industriellen Arbeiterklasse stetig an Attraktivität. Versuche der herrschenden Eliten, die Arbeiterparteien und die wachsenden Gewerkschaften zu verbieten

oder zu unterdrücken, waren gescheitert. Besser denn je organisiert, verteidigten die Arbeiter ihre Interessen, was sich im raschen Wachstum der Gewerkschaften spiegelte. 1914 zählten sie in Großbritannien über vier Millionen Mitglieder, in Deutschland über 2,5 und in Frankreich rund eine Million.

In den meisten europäischen Ländern hatten die diversen sozialistischen Parteien und Bewegungen eine Stimme gefunden und gewannen zu Beginn des Jahrhunderts zunehmend Unterstützung. Die französischen Sozialisten überwandern ihre internen Differenzen und vereinigten sich 1905 – ausdrücklich nicht zu einer Reformpartei, sondern zu einer Partei des Klassenkampfes und der Revolution. Am Vorabend des Ersten Weltkriegs konnte die *Section française de l'Internationale Ouvrière* 17 Prozent der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen und gewann 103 Sitze in der Abgeordnetenkammer des französischen Parlaments. In Deutschland waren Bismarcks Versuche, die Sozialdemokratie zu unterdrücken, spektakulär fehlgeschlagen. Seit 1890 war die Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD) mit ihrem marxistischen Programm zur europaweit stärksten sozialistischen Bewegung angewachsen; sie zählte vor dem Krieg über eine Million Mitglieder. In der Reichstagswahl von 1912 konnten die Sozialdemokraten die meisten Wählerstimmen und fast ein Drittel der Abgeordnetensitze erringen, zum Schrecken von Deutschlands herrschenden Klassen.

In den wirtschaftlich fortgeschritteneren Teilen Europas zügelte der organisierte Sozialismus, trotz aller Rhetorik, offene Militanz und lenkte die politischen Energien in Richtung parlamentarischer, nicht revolutionärer Aktionen. In Frankreich gewann Jean Jaurès eine große Anhängerschaft, indem er, ungeachtet der Rhetorik seiner sozialistischen Partei, nicht die Revolution, sondern einen parlamentarischen Weg zum Sozialismus verfocht. Auch in Deutschland lief die Praxis der SPD, selbst wenn sie an der marxistischen Lehre festhielt, darauf hinaus, gesellschaftliche Macht an den Wahlurnen zu gewinnen. Die britische Labour Party (die sich 1906 diesen Namen gab)

war aus den Gewerkschaften hervorgegangen, entsprechend ging es ihr weniger um revolutionären Utopismus als um gewerkschaftlich-pragmatischen Einsatz für die Arbeiterinteressen. Die marxistische revolutionäre Botschaft wurde weitgehend ignoriert zugunsten der reformistischen: Der Kapitalismus müsse nicht gestürzt, er könne vielmehr im Interesse der arbeitenden Klasse reformiert werden. Auch die Staatsmacht, glaubte man, lasse sich auf friedlichem Wege so umwandeln, dass sie die Interessen der Arbeiterklasse repräsentiere. In vielen Teilen West-, Nord- und Mitteleuropas waren die Arbeiter arm, doch nicht mehr so vollständig verarmt und militant wie in früheren Zeiten. Sie hatten inzwischen mehr zu verlieren als ihre Ketten und schlossen ihre Reihen weitgehend hinter ihren reformistischen Führern.

In den weniger entwickelten Teilen des Kontinents allerdings herrschte eine andere Situation. Dort war die Konfrontation mit der Staatsmacht heftiger, denn es gab dort wenig bis gar keine Verteilung der Macht durch vermittelnde Organisationen oder soziale Strukturen, die Teilhabe am Staatsleben ermöglicht hätten. Die Machtausübung, im Wesentlichen despotisch, von oben nach unten, basierte auf Zwang, es gab eine fest etablierte herrschende Kaste, ein korruptes Beamtentum und, wenn überhaupt, nur schwache repräsentative Institutionen. Vorstellungen vom scheinbar unbegrenzten Fortschritt einer Zivilisation, gestützt auf eine wohlmeinende Staatsgewalt und den Respekt vor dem Gesetz, Vorstellungen, die später dazu beitrugen, dass der Mittelstand in Mittel-, Nord- und Westeuropa den Verlust eines »Goldenen Zeitalters« beklagte, konnten, von der südlichen und östlichen Peripherie des Kontinents her betrachtet, nur bizarr wirken. Dort kam es, wie zum Beispiel in Katalonien und im Baskenland, in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts immer häufiger zu Streiks, Unruhen und lokalen Aufständen gegen die Staatsgewalt und die »Herrschaft der Bourgeoisie«. Der Anarchismus, häufig verbunden mit sporadisch ausbrechender Gewalt gegen den Staat und seine Institutionen, fand bei landlosen andalusischen Arbeitern viel Unter-

stützung. Auch in Süditalien, wo korrupte Staatsbeamte unter dem Einfluss der Grundeigentümer standen, waren gewaltsame ländliche Unruhen weit verbreitet. Briganten zogen in Banden durch ländliche Gegenden und vermengten ihre Straftaten mit populären Protestaktionen, indem sie Bauern und landlose Arbeiter gegen die Macht des Staates und der Großgrundbesitzer verteidigten. Europas Mächtige sahen sich durch eine revolutionäre Arbeiterklasse bedroht, und ihre Angst wurde während der großen Streikwellen und Unruhen des Jahres 1905 nicht geringer. In Russland, das von einer Revolutionsbewegung erfasst wurde, die den Zaren fast gestürzt hätte, reagierte der Staat mit harter Hand. Repression wurde zu offen konterrevolutionärer Gewalt, als in diesem Jahr Soldaten in St. Petersburg 200 Arbeiter massakrierten und Hunderte mehr verletzten. Die Revolution war gescheitert. Zugeständnisse, eher kosmetischer Art denn wirklich auf Veränderung angelegt, gab es im Hinblick auf die parlamentarische Vertretung, die Macht aber lag weiterhin beim Zaren und den von ihm ernannten Ministern. Den Machtlosen, vor allem aber jenen, die sozialistische Bewegungen der verschiedenen Doktrinen anführten, schien nun eines offensichtlich: Die zaristische Autokratie ließ sich nicht reformieren, sie musste gestürzt werden. Daraus resultierte die zunehmende, offene Radikalität des russischen Sozialismus.

Populistische Gegenbewegungen entstanden nicht nur als Antwort auf die gefühlte Bedrohung durch linke Bewegungen, sondern auch, um Regierungen, die wenig oder kaum Rückhalt bei den Massen hatten, zu einer breiteren Unterstützerbasis zu verhelfen. Solche Bewegungen wurden häufig, mal direkt, mal indirekt, von Industriellen oder Grundbesitzern gesponsert, denen sehr daran lag, potenziell klassenorientierte Oppositionsbewegungen in kontrollierbare Kanäle umzulenken. So versuchten sie, um den politischen Status quo zu erhalten, die Massen zu »nationalisieren«, will sagen, mit aggressiv nationalistischen, imperialistischen und rassistischen Empfindungen zu impfen – mit einigem Erfolg. Außerhalb der Minderheit, die von

den Lehren des internationalen Sozialismus angezogen wurde, waren aggressiver Nationalismus, brutaler Antisemitismus und andere Spielarten des Rassismus weit verbreitet. Und weil, bei verbessertem Schulwesen, immer mehr Menschen Lesen und Schreiben lernten, boten auch billige, volksnah aufgemachte Zeitungen eine Möglichkeit, diese Beeinflussung noch auszuweiten. Die Massenpolitik öffnete sich neuen Formen der Mobilisierung, auf der Rechten wie auf der Linken. Alte Gewissheiten begannen zu schwinden. Das politische Establishment der alten konservativen und liberalen Eliten empfand dies als neuerliche Verunsicherung.

Dass Massenmobilisierung zur ernsthaften Bedrohung für die bestehende politische und soziale Ordnung werden könnte, regte den französischen Psychologen Gustave Le Bon dazu an, seine Analyse des Massenverhaltens zu publizieren: *La psychologie des foules* (1895, 1911 als *Psychologie der Massen* auf Deutsch erschienen). Seine These, die Vernunft schwinde, wenn das Individuum den irrationalen, emotionalen Impulsen der Masse ausgesetzt werde, war zu Beginn des neuen Jahrhunderts einflussreich. Das Buch erschien in 45 Auflagen und 17 Übersetzungen und avancierte später zur Pflichtlektüre angehender faschistischer Diktatoren. Überall in Europa ließen sich die emotionalen Impulse, die Le Bon als charakteristisch für die Massen ansah, am einfachsten durch nationalistische Parolen aufstacheln. Und Europas herrschende Eliten hielten den Nationalismus für längst nicht so gefährlich wie den Sozialismus. Tatsächlich waren die im nationalistischen Fanatismus angelegten Gefahren vor dem Krieg noch eindämmbar, bereiteten aber jenen Kräften den Boden, die die bestehende Ordnung später untergraben, schließlich zerstören würden.

Politische Polarisierung, außenpolitische Spannungen, die Verwicklung in externe Konflikte bildeten verschiedene Ebenen schrill nationalistischer Rhetorik. Im politisch und sozial zerrissenen Spanien etwa gab es Versuche, mit Vorstellungen einer »nationalen Wiedergeburt« zu einer neuen Einheit zu finden, was allerdings scheiterte: in einem Krieg, den 1898 zunächst noch viele begrüßt hatten, der aber

mit einer verheerenden Niederlage und dem Verlust von Kolonien an die USA endete. Angesichts der tiefen inneren Spaltungen des Landes, regional wie ideologisch, waren solche Versuche ohnehin zum Scheitern verurteilt. Der kreuzzüglerische Eifer aber, eine im Kampf gegen innere Feinde wiedergeborene Nation zu schmieden, sollte schließlich in einen katastrophalen Konflikt führen.

In den meisten Ländern wurden Feindbilder, sowohl von Feinden im Inneren als auch von außen, zu einer Rhetorik ausgebaut, deren Aggressivität ein neues Maß erreichte. Die Massenmedien schürten Animositäten – meist hochgradig fremdenfeindlich, häufig unverhohlen rassistisch –, die von Regierungen gern befeuert wurden. In Großbritannien gab der Südafrikanische Krieg (der Zweite Burenkrieg) 1899–1902 der nationalistischen Kriegslust neuen Auftrieb, dem »jingoism« oder »Hurrapatriotismus«. Deutschlands konservative Regierung wiederum fachte die nationalistische Glut in der sogenannten »Hottentottenwahl« von 1907 an, um die sozialdemokratischen Gegner wegen ihres angeblichen Mangels an Patriotismus zu verunglimpfen. (Hintergrund war der Krieg gegen die Hereros in Deutsch-Südwestafrika.) Dass die Sozialdemokraten ihren Stimmenanteil gleichwohl vergrößerten (wegen Wahlabsprachen zwischen den Konservativen aber trotzdem eine erhebliche Anzahl an Mandaten einbüßten), lässt erkennen, dass der Hurrapatriotismus, ähnlich wie in Großbritannien, in den Mittelschichten viel verbreiteter war als unter Arbeitern.

Nationalistische Organisationen wie der Alldeutsche Verband, der Deutsche Flottenverein und der Deutsche Wehrverein – die hauptsächlich im Bürgertum und Kleinbürgertum Anklang fanden – trommelten für eine energischere, radikal expansionistische Außenpolitik. Vor 1914 waren sie nicht viel mehr als bedeutende Agitationsverbände, standen der offiziellen Politik und erst recht der Regierung noch fern. Bis dahin hatten aggressiv nationalistische Ideen jedoch praktisch die gesamte politische Szene jenseits der sozialistischen Linken durchdrungen. In Italien sorgten das lange nachwirkende Gefühl nationa-

ler Demütigung – 1896, in der Schlacht von Adua (Adwa), war eine italienische Kolonialarmee von einem äthiopischen Heer vernichtend geschlagen worden und hatte über 5000 Soldaten verloren – sowie der Eindruck, Italien sei ohne Sitz am exklusiven Tisch der imperialistischen Großmächte Europas eine »proletarische Nation«, dafür, dass nationalistische Emotionen zu schier religiöser Inbrunst hochkochten; man tönte von Kampf und Opfer, forderte einen starken, antisozialistischen Staat, den Aufbau der Streitkräfte, eine aggressive Außenpolitik. Bei allem Lärm, den sie machten, waren auch die italienischen Nationalisten noch weit davon entfernt, die Mehrheitsmeinung in der zutiefst gespaltenen Gesellschaft zu repräsentieren; für die Regierung blieben sie vorläufig vor allem ein Ärgernis. Allerdings trug der nationalistische Druck dazu bei, dass sich die liberale Regierung 1911 zum Einmarsch in Libyen entschloss, um eine neue Kolonie zu erobern – der erste Krieg, in dem Fliegerbomben eine Rolle spielten: Die Italiener warfen sie von einem Luftschiff aus auf die sich zurückziehenden osmanischen Truppen. Noch aber war, in Italien nicht anders als in Deutschland, der radikale Nationalismus eine Angelegenheit von Minderheiten, und ohne den Ersten Weltkrieg wäre er das möglicherweise auch geblieben. Die Saat der späteren unheilvollen Entwicklungen aber war ausgebracht.

Der Nationalismus definierte »die Nation« immer weniger über ein Territorium, sondern zunehmend ethnisch – es ging um die Frage, wer zur »Nation«, zum »Volk« gehören durfte und wer nicht. Edmond Archdéacon etwa, ein französischer Nationalist und »erklärter Gegner des Internationalismus«, verkündete in einer Wahlrede von 1902: »Als Antisemit verlange ich, dass die 150000 Juden und ihre Lakaien, die 25000 Freimaurer, aufhören, 38 Millionen Franzosen zu unterdrücken und zu ruinieren.« Er repräsentiere »die wahre, die französische Republik«. Als politische Bewegung zerfiel der Nationalismus, wie in Frankreich so auch in anderen Teilen Europas, in diverse Fraktionen und war daher nicht in der Lage, nach der Macht im Staat zu greifen. Gleichwohl schafften es diese Bewegungen, die

außenpolitischen Erklärungen der Regierungen schriller werden zu lassen. Selbst wenn der Nationalismus in Frankreich noch eine politische Randerscheinung war, seine Kernidee – eine Nation, die definiert wurde durch den Ausschluss derer, die nicht geeignet schienen dazuzugehören, ganz konkret der Juden – blieb unverdünnt Bestandteil einer gespaltenen französischen Kultur. Ähnliche Argumente waren in weiten Teilen Europas zu hören.

Antisemitismus war ein neuer Begriff für ein altes, auf dem Kontinent weitverbreitetes Phänomen: den Hass auf Juden. Die traditionelle christliche, seit Jahrhunderten bestehende Feindseligkeit gegenüber »den Mördern Christi« hielt sich hartnäckig und wurde vom christlichen Klerus gepflegt – vom protestantischen ebenso wie vom katholischen und vom orthodoxen. Ein anderes, tief verwurzeltes Element dieses Hasses rührte aus uralten ökonomischen und sozialen Ressentiments, die neue Nahrung erhalten hatten, weil es die in jüngerer Zeit gewährten Freiheiten den Juden erlaubt hatten, in größerem Umfang am Geschäfts- und Kulturleben teilzunehmen. Bald schon provozierte das Reaktionen: Bei jedem wirtschaftlichen Abschwung wurden die Juden zum Sündenbock gemacht. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert an wurden die alten, oft bösartigen Formen des Judenhasses von etwas noch Ärgerem überlagert. Nun nämlich vermengten sie sich mit neuen, potenziell mörderischen Rassenlehren, die eine pseudowissenschaftliche, biologische Rechtfertigung für Hass und Verfolgung boten. Die ältere Diskriminierung, die zweifellos schon schlimm genug gewesen war, hatte es Juden gestattet (sie manchmal auch gezwungen), zum Christentum zu konvertieren. Das schloss der wissenschaftlich verbrämte, biologische Antisemitismus aus. Ihm zufolge waren Juden rassistisch, »ihrem Blut nach« anders. Ein Jude, so hieß es, könne ebenso wenig zum Franzosen oder Deutschen werden, wie beispielsweise eine Katze zu einem Hund gemacht werden könne. Es war eine Doktrin, die nicht nur auf Diskriminierung hinauslief, sondern auf totalen Ausschluss. Und sie führte potenziell auf den Weg physischer Vernichtung.

Die antisemitische Rhetorik war abstoßend. Deutsche Antisemiten verwendeten die Sprache der Bakteriologie, um Juden zu beschreiben. Der populäre und bewunderte Bürgermeister von Wien, Karl Lueger, wiederum nannte die Juden »Raubtiere in Menschengestalt«; einer seiner Mitstreiter, der Mechaniker und christlichsoziale Politiker Ernst Schneider, erklärte, die »Judenfrage« könne gelöst werden, indem man alle Juden auf ein großes Schiff pferche und es auf hoher See versenke. Dieser unsäglichen Rhetorik zum Trotz schien der Antisemitismus als politische Bewegung während des »Goldenen Zeitalters« vor dem Ersten Weltkrieg rückläufig zu sein, zumindest in Westeuropa. Ein insofern trügerischer Schein, als der Antisemitismus vielfach Eingang fand in den etablierten Konservatismus. Die Verbreitung negativer Vorstellungen über Juden ebte nicht ab, vor dem Krieg jedoch war ihr politischer Einfluss begrenzt. Ungeachtet des Antisemitismus an den politischen Rändern konnten sich die meisten Juden im wilhelminischen Deutschland heimisch fühlen. Für Juden bedrohlicher erschien die Atmosphäre in Frankreich, das erst jüngst die schmachvolle Dreyfus-Affäre erlebt hatte. (Die auf falschen Indizien beruhende Verurteilung eines jüdischen Armeeoffiziers wegen Landesverrats hatte eine frenetische Welle des Antisemitismus entfesselt.) Doch auch hier verbesserte sich das Klima in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts. Weit schlimmer war die Lage der Juden in Osteuropa. Gewalttätige, häufig von der zaristischen Polizei und Verwaltung angestiftete Pogrome, bei denen Tausende Juden getötet und verletzt wurden, hatten zwischen 1903 und 1906 ein finsternes Licht auf Teile Westrusslands geworfen. Auch in Polen, der Ukraine, in Ungarn, Rumänien und den baltischen Regionen war eingefleischter Judenhasse endemisch. Insofern war es durchaus kein Zufall, dass diese Gebiete später unter veränderten Bedingungen zum europäischen Hauptschauplatz der Morde wurden.

Die düstere Seite von Europas »Goldenem Zeitalter« der Zivilisation und des Fortschritts zeigte sich auch, zunächst noch unausgegoren, in einer neuen Denkweise: in der »Eugenik« sowie in ihrem engen

Verwandten, dem »Sozialdarwinismus«. Deren Ursprünge finden sich in den in London entstandenen Arbeiten Sir Francis Galtons, der sich auf die Evolutionstheorien seines Cousins Charles Darwin berief und behauptete, Begabung sei erblich, weshalb die menschliche Rasse mittels erbbiologischer Manipulationen verbessert werden könne. Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte die Eugenik in weiteren europäischen Ländern – in Skandinavien etwa, in der Schweiz und in Deutschland – Aufmerksamkeit erregt, ebenso in den Vereinigten Staaten. Sie galt als »fortschrittliche« Wissenschaft. Zu ihren Anhängern in Großbritannien beispielsweise zählten führende Denker, die dem liberalen Establishment oder der sich formierenden politischen Linken nahestanden, so John Maynard Keynes, Lord Beveridge, H. G. Wells, Sidney Webb und George Bernard Shaw. 1908, über 30 Jahre vor der nationalsozialistischen »Euthanasie«-Aktion, malte sich der allseits gefeierte englische Schriftsteller D. H. Lawrence in einem privaten Brief den Bau einer »Todeskammer so groß wie der Kristallpalast« aus, in die, zum leisen Spiel einer Blaskapelle, »all die Kranken, die Lahmen, die Krüppel« freundlich geleitet würden.

Eugenik schien die Möglichkeit zu bieten, all jene Eigenschaften aus der Gesellschaft herauszuzüchten, die zu Kriminalität, Alkoholismus, Prostitution und anderen Formen »devianten« Verhaltens führten. Sie verschmolz mit der klassisch-imperialistischen Ideologie des »Sozialdarwinismus«, der auf der Annahme beruhte, dass bestimmte Rassen anderen von Natur aus überlegen seien. Das erste Ziel von Eugenik oder Rassenhygiene, schrieb Galton 1908, sei, die Geburtenrate der »Untauglichen« (»the unfit«) zu senken. Mit der Zeit, so seine Annahme, würde die Eliminierung der »Ungesunden« eine leistungsfähigere, gesündere, also »bessere« Gesellschaft hervorbringen. Hinter solchen Vorstellungen von nationaler Effizienz standen Ängste vor einem Rassenverfall durch Sozialmaßnahmen, welche die Fortpflanzung »minderwertiger« Bevölkerungsschichten begünstigten.

Die Umschau, eine deutsche illustrierte Wochenschrift »für die Fortschritte in Wissenschaft und Technik«, lobte 1911 eine Preisfrage

aus: »Was kosten die schlechten Rassenelemente den Staat und die Gesellschaft?« Sieger des Wettbewerbs wurde ein Beamter der Allgemeinen Armenanstalt in Hamburg, der in seiner Antwort so gut wie alle Kosten öffentlicher Wohlfahrt mit einbezog. Dass man »Minderwertige« sterilisieren sollte, war eine Idee, die unter Medizinern allmählich an Boden gewann. So verknüpfte der deutsche Arzt Alfred Ploetz Eugenik mit damaligen Rassentheorien und gründete auf dieser Basis die Gesellschaft für Rassenhygiene, die 1914 in vier Ortsgruppen in deutschen Städten eine kleine Mitgliedschaft von 350 Personen verzeichnete, 1916 umbenannt wurde und den Zusatz »Deutsche« Gesellschaft erhielt. Im gleichen Jahr, 1914, forderte die Gesellschaft »Leitsätze« für die Entscheidung darüber, wann ein »Schwangerschaftsabbruch oder eine Sterilisation medizinisch wünschenswert« sei. (Sie veröffentlichte solche Leitsätze 1922.) Wenige Wochen vor dem Krieg arbeitete die Reichsregierung am Entwurf eines Gesetzes, mit dem Sterilisation und Abtreibung aus sozialen oder rassenhygienischen Gründen verboten werden sollten; Ausnahmen waren nur für den Fall »einer unmittelbaren Bedrohung für Leib und Leben« vorgesehen. Bevor das Gesetz allerdings in Kraft treten konnte, stand Deutschland im Krieg. Wie der Antisemitismus hätte auch die Eugenik – von ihrer rassenhygienischen Variante ganz zu schweigen – ohne den Krieg vielleicht niemals die Bedeutung erlangt, zu der sie in einem später drastisch veränderten Klima kam. Gleichwohl gilt auch hier: Die geistigen Grundlagen jener späteren Entwicklungen wurden im »Goldenem Zeitalter« europäischer Kultur und Zivilisation gelegt.

Trotz aller vordergründigen Friedlichkeit, schon vor dem Ersten Weltkrieg trug Europa Keime des kommenden Gewaltausbruchs in sich. Feindschaften und Hass – ob nationalistisch, religiös, ethnisch oder klassenpolitisch motiviert – entstellten so gut wie jede Gesellschaft. Besonders gewaltträchtige Regionen des Kontinents waren der Balkan und das Zarenreich. In Russland nahmen nach der gescheiterten Revolution von 1905 protofaschistische Banden, oft mit Unterstützung der Polizei, brutal Rache an ihren Feinden, es kam zu wilden

Gewaltausbrüchen, und wieder hatten Juden am schlimmsten darunter zu leiden. Allein im Oktober 1905 wurden 690 Pogrome mit über 3000 ermordeten Juden gemeldet. Das schrecklichste von allen hinterließ in Odessa 800 ermordete, 5000 verletzte und über 100 000 obdachlose Juden. Konterrevolutionäre Vergeltungsaktionen führten zur Exekution von 15 000 Gegnern des zaristischen Regimes. Noch schlimmer war die Situation im Osmanischen Reich, das weite Teile des Nahen Ostens umspannte – seit dem 15. Jahrhundert herrschten die Türken über diese Regionen – und das sich nun im endgültigen Niedergang befand. Manche Schätzungen gehen davon aus, dass im Osmanischen Reich zwischen 1894 und 1896, einer Zeit brutaler Repression durch Sultan Abdülhamid II., weit über 80 000 Armenier getötet wurden. Auslöser dieser Massaker war die Angst der Türken vor einem anschwellenden armenischen Nationalismus, die durch wirtschaftliche Unzufriedenheit, durch Religions- und Klassengegensätze noch befeuert wurde; selbst die Polizei tolerierte die Gräueltaten. Die Massaker an Armeniern im Osmanischen Reich setzten sich sporadisch fort, allein im Jahr 1909 wurden weitere 15 000 bis 20 000 Armenier umgebracht.

Ein Großteil von Europas Gewalttätigkeit wurde jedoch exportiert. Mochte es daheim relativ friedlich zugehen, der Wohlstand wachsen, in Übersee setzten die imperialistischen Mächte Gewalt in einem beträchtlichen Ausmaß ein, um ihre Dominanz über fremde Territorien und über die in den Kolonien unterworfenen Völker durchzusetzen und zu erhalten. Vier Fünftel der Welt wurden direkt oder indirekt von Großbritannien, Frankreich und Russland beherrscht. Und wo immer die imperialistische Herrschaft herausgefordert wurde, löste das grausame Vergeltungsaktionen aus. Als im Jahr 1900 deutsche Soldaten ausgeschiedt wurden, um den Boxeraufstand in China niederzuwerfen, verabschiedete sie Kaiser Wilhelm II. mit den Worten, sie sollten sich aufführen wie »vor tausend Jahren die Hunnen«. Eine internationale Truppe, zusammengezogen aus verschiedenen europäischen Ländern, jedes aus eigennützigen Interessen an der

wirtschaftlichen Ausbeutung Chinas beteiligt, wirkte an der Seite von Soldaten aus den Vereinigten Staaten und Japan mit an Gräueltaten, an Plünderungen und Vergewaltigungen. Manchen Schätzungen zufolge fielen den an zahlreichen Orten verübten Massakern 100 000 Chinesen zum Opfer.

In einigen Kolonien tobte ungehemmt eine ungeheure Grausamkeit. Im Kongo etwa – damals praktisch eine Privatkolonie des belgischen Königs Leopold II. – fielen zwischen 1885 und 1908 schätzungsweise zehn Millionen Männer, Frauen und Kinder den zügellosen Grausamkeiten ihrer Kolonialherren zum Opfer, die sie ausbeuteten, um die weltweite Nachfrage nach Kautschuk zu bedienen. Von 1899 bis 1902 wiederum, drei Jahre lang, führten die Briten erbittert Krieg, um die Buren zu unterwerfen und die ungeteilte Herrschaft über Südafrika zu erlangen. Sie setzten eine skrupellose Taktik der verbrannten Erde ein, um die gegnerischen Besitzungen zu zerstören und errichteten die sogenannten »concentration camps«, in denen vor allem Frauen und Kinder der Buren interniert wurden. Ein Viertel der etwa 28 000 Gefangenen (ein erheblicher Anteil von ihnen war keine 16 Jahre alt) starb in den grauenhaft überfüllten, unhygienischen und krankheitsverseuchten Lagern. In Deutsch-Südwestafrika (dem heutigen Namibia) kamen nach manchen Schätzungen zwischen 1904 und 1907 vier Fünftel der Herero und Nama ums Leben (insgesamt rund 65 000 Menschen). Deutsche Kolonialtruppen hatten sie, in einem Akt systematischer Vergeltung für ihren Aufstand gegen die Kolonialherren, in die Wüste getrieben, wo die meisten verdursteten und verhungerten. Noch viel mehr schufteten sich in Zwangsarbeitslagern zu Tode. (Für diese Lager führten die Deutschen, der englischen Nomenklatur folgend, den Begriff »Konzentrationslager« ein.)

Mit den internationalen Spannungen zwischen den Großmächten wuchs auch der Druck zur Wiederaufrüstung und damit die Erkenntnis, dass die Zerstörungskraft neuer Waffensysteme eine Kriegführung zur Folge haben würde, die sich von allem bislang Bekannten unterschied. Kein Geringerer als der russische Zar Nikolaus II. lud

1899 Regierungsvertreter aus 26 Ländern zu einer Konferenz in Den Haag ein: mit dem Ziel, den Frieden zu sichern und die Aufrüstung zu bremsen – ein »glückliches Omen soll es sein für das neue Jahrhundert«. Die Ergebnisse – allgemeine Konventionen zur Schlichtung internationaler Streitfälle, zum Kriegsvölkerrecht und über das Verbot bestimmter Waffentypen für einen Zeitraum von fünf Jahren – erwiesen sich nur zu bald als kraftlos. Immerhin aber lassen sie ein Bewusstsein dafür erkennen, dass die Fortdauer der friedlichen Zeiten in Europa keineswegs als selbstverständlich betrachtet werden konnte; sie zeigten auch, dass das Zerstörungspotenzial der Waffen, die die moderne Rüstungsindustrie produzierte, Unbehagen verursachte. Es gab ein wachsendes Gespür dafür, wie dringend es war, einen Krieg zu verhindern und mit ihm auch die immensen politischen und ökonomischen Verwerfungen, die er verursachen würde. Die Notwendigkeit, den Frieden Europas zu wahren, den Wohlstand und anhaltendes Wirtschaftswachstum zu sichern, bekam neue Aktualität. Doch während Europas führende Politiker auf den Frieden hofften, bereiteten sie ihre Nationen auf den Kriegsfall vor – und wenn es Krieg geben musste, dann wollte man gerüstet sein für einen raschen Sieg.

In den Krieg hineingeschlittert?

Auf das Jahr 1914 zurückblickend, schrieb der britische Staatsmann David Lloyd George den berühmten Satz: »Die Nationen Europas schlitterten über den Rand, hinein in den brodelnden Hexenkessel des Krieges ohne eine Spur von Verständnis oder Bestürzung.« Ein Satz, der schmerzt, weil er die unaufhaltsame Wucht einfängt, mit der in der letzten Juliwoche 1914 alles auf einen Krieg zusteuerte, und den Eindruck, dass niemand mehr die Ereignisse kontrollierte. Falsch allerdings ist er, insofern er eine allgemeine Sorg- und Furchtlosigkeit unterstellt. Auch sollte er nicht zu der Annahme verleiten, der Krieg

sei, als er eintrat, ein Unfall gewesen, eine tragische Folge von Fehlern, ein von niemandem gewünschter Ausgang, ein unvorhergesehenes und unberechenbares Ereignis. Im Gegenteil, auch wenn die meisten Entscheidungsträger aufrichtig hofften, dass sich ein Weltenbrand würde vermeiden lassen, und trotz aller Verwirrung, aller Bedenken, trotz aller Unkenrufe und kalten Füße im letzten Moment: Der Wille zum Krieg war, als es darauf ankam, stärker als der Wunsch nach Frieden. Mit weit geöffneten Augen sahen Europas führende Politiker der Aussicht auf einen Krieg entgegen.

Zudem weckt Lloyd Georges Satz den Eindruck, als habe es keinen offenkundigen Trieb gegeben, Krieg zu führen, nur eine allgemeine, keine spezifische Verantwortung für das Desaster. Tatsächlich scheinen sich die europäischen Politiker und Diplomaten kollektiv wie Lemminge verhalten zu haben, die auf den Rand einer Klippe zusteuern. Gewiss, es gab – und da kommen die Persönlichkeiten der wichtigsten Entscheidungsträger ins Spiel – Missverständnisse, es herrschte ein allgemeines Misstrauen, beides trug dazu bei, die europäischen Großmächte in den Abgrund zu stoßen. Wahr ist auch, dass es keinen klar ersichtlichen Kriegsdrang seitens eines einzelnen Landes gab, was eine Generation später der Fall war. Mit Sicherheit trugen sämtliche Großmächte eine gewisse Verantwortung dafür, wie sich die Dinge entwickelten. Als die Krise ihren Siedepunkt erreichte, fachte Frankreich Russlands zunehmend bellizistische Haltung noch zusätzlich an. Aus Großbritannien kamen widersprüchliche Signale, und anstatt die Lage aktiv zu entschärfen, verfolgten die Briten immer gefährlichere Schritte, die schließlich in den Krieg mündeten. Das aber heißt nicht, dass die Verantwortung für die schicksalhaften Schritte hin zu einem ganz Europa ergreifenden Flächenbrand gleichmäßig verteilt gewesen wäre.

Die Hauptverantwortung fällt auf jene Mächte, deren unvereinbare Interessen und Ambitionen am stärksten zum Risiko eines allgemeinen europäischen Krieges beitrugen und zu deren diplomatischem Spiel mit dem Feuer während der Krise letztlich die Bereitschaft

gehörte, ihre militärische Stärke wirklich auszuspielen. Am entscheidenden Punkt im Juli 1914 zeigten sich Deutschland, Österreich-Ungarn und Russland als die in dieser Krise maßgeblichen Kräfte, wobei Deutschland die ausschlaggebende Rolle spielte.

Das Kaiserreich verband seine Ambitionen, zur dominierenden Macht auf dem europäischen Kontinent zu werden, mit einer wachsenden, nachgerade paranoiden Angst vor dem Aufstieg, gar einer möglichen Vormachtstellung Russlands. Um dies zu verhindern, war Deutschland, ganz im Sinn seines Dominanzstrebens, bereit, einen gesamteuropäischen Flächenbrand zu riskieren. Am 6. Juli 1914 sicherte das Deutsche Reich Österreich-Ungarn seine bedingungslose Unterstützung zu. Es gab diesen »Blankoscheck«, wie die Unterstützungserklärung allgemein bezeichnet wird, in der Annahme, dass Österreichs Aktion gegen Serbien begrenzt sein und rasch erfolgen würde: als Vergeltung für den Mord am österreichischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Frau Sophie, den serbische Nationalisten am 28. Juni während eines Staatsbesuchs in Sarajevo verübt hatten. Aber das war eben *nur* eine Annahme. So, wie die Garantie gewährt war, war kein Veto mehr möglich gegen Österreichs Strafaktionen, obwohl die Gefahr eines größeren Konflikts und der Verwicklung der europäischen Großmächte offensichtlich war. Damit, dass Deutschland Österreich ermutigte, den Serben ein Ultimatum zu stellen – übergeben am 23. Juli und bewusst so verfasst, dass es unannehmbar war –, hat es die Weichen dafür gestellt, dass aus einer zunächst regional begrenzten Angelegenheit eine allgemeine europäische Krise werden konnte. Mit dem Ultimatum forderte Österreich Maßnahmen gegen serbische Beamte und Militärs, die mit dem Attentatsplan in Verbindung stünden, forderte die Verhaftung zweier namentlich genannter Amtsträger und die Unterdrückung jeder antiösterreichischen Propaganda. Am wenigsten mit der serbischen Souveränität vereinbar waren die Forderungen, dass Vertreter Österreich-Ungarns an der Untersuchung des Komplotts sowie an der Unterdrückung der subversiven Bewegung in Serbien zu beteiligen seien.

Österreich-Ungarn sah seinen Einfluss auf dem Balkan durch Serbien gefährdet, sah sein Vielvölkerreich zunehmend vom Zerfall bedroht und war darum bereit, Europa in einen Krieg zu verwickeln – um eigene Interessen zu wahren. Diese Bereitschaft aber bestand nur so lange, wie es sich auf die deutsche Rückendeckung verlassen konnte. Die vorsätzlich unannehmbaren Klauseln des österreichischen Ultimatums an Serbien (von dessen Territorium aus die Terrororganisation »Schwarze Hand« die Waffen der Attentäter von Sarajevo beschafft hatte) wurden in vollem Bewusstsein dessen präsentiert, dass Russland sich wahrscheinlich auf Serbiens Seite stellen würde, was das Risiko eines allgemeinen europäischen Kriegs nochmals steigerte. Russland wiederum, darauf bedacht, eine Vorherrschaft Österreich-Ungarns auf dem Balkan zu verhindern (denn das hätte Russlands eigene Ambitionen blockiert), reagierte auf absehbare Weise. Es versprach den Serben uneingeschränkten Beistand – wohl wissend, dass damit ein Krieg wahrscheinlicher wurde – nicht nur gegen Österreich-Ungarn, auch gegen Deutschland. Und ein Krieg mit Deutschland, das wussten die Russen ebenfalls, würde zwangsläufig die Franzosen mit hineinziehen (immerhin war bekannt, dass die deutschen Kriegspläne einen Schlag sowohl gegen Frankreich als auch gegen Russland vorsahen) und höchst wahrscheinlich die Briten.

Das hochriskante Vorgehen Deutschlands, Österreich-Ungarns und Russlands, die Bereitschaft, einen im Grunde lokalen Konflikt eben nicht zu schlichten, diesen vielmehr, um ihre je eigenen machtpolitischen Ziele zu erreichen, zu eskalieren, auch wenn dies in einen großen europäischen Krieg führen würde – das löste schließlich die Katastrophe von 1914 aus. Unter diesen drei Mächten trägt, wie bereits gesagt, Deutschland besondere Verantwortung. Denn ohne den »Blankoscheck« mit Deutschlands Beistandsgarantie hätte es Österreich-Ungarn nicht gewagt, Serbien ein so hartes Ultimatum zu stellen. Und hätte es sich nicht derart aggressiv und kompromisslos gezeigt, dann hätte sich Russland, angesichts aller Konsequenzen, die das nach sich ziehen musste, nicht hinter Serbien gestellt. Der

»Blankoscheck« war der Grund dafür, dass ein allgemeiner europäischer Krieg wahrscheinlicher, nicht weniger wahrscheinlich wurde.

1914 hielt das zunehmend prekäre Kräftegleichgewicht zwischen den Großmächten Großbritannien, Frankreich, Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn, die in rivalisierenden Bündnissystemen verankert waren, noch, gerade noch. Allerdings hatte Deutschland mit seinem in den 1890er Jahren aufkeimenden Weltmachtstreben eine unheilvolle, langfristige Entwicklung in Gang gesetzt, die zu wachsenden Spannungen führte. Denn damit forderte es Großbritanniens Weltmachtstellung direkt heraus, die Rivalität zwischen beiden Ländern verschärfte sich. Auf dem europäischen Kontinent wiederum bedeutete ein starkes Deutschland (das seit 1879 mit Österreich-Ungarn und seit 1882 mit Italien verbündet war) eine Bedrohung vor allem für Frankreich und Russland. Diese beiden recht ungleichen Partner – Republik der eine, autokratische Monarchie der andere – hatten nun ein gemeinsames Interesse, und das führte zur Annäherung zwischen ihnen und mündete in einer 1894 unterzeichneten Allianz, welche die von Deutschland ausgehende Herausforderung neutralisieren sollte. 1905, kaum mehr als ein Jahrzehnt später, war Deutschlands Position gestärkt worden: durch Russlands herbe Kriegsniederlage gegen Japan, die aufstrebende Macht im Fernen Osten. Eine für viele damals überraschende Niederlage, die das Zarenreich in seinen Grundfesten erschütterte. Die Autokratie überstand nur knapp die inneren Unruhen, die auf die Schlappe folgten. Umso bemerkenswerter, dass die folgenden Jahre unter einer wirtschaftlich und politisch klug agierenden Führung für Russland zu einer Zeit des Aufschwungs wurden. Mit Hilfe üppiger französischer Darlehen wuchs die russische Wirtschaft beträchtlich. Auch der Wiederaufbau der Streitkräfte machte rasche Fortschritte. Langgehegte Hoffnungen, die Kontrolle über den Bosphorus erlangen zu können – auf Kosten des zerfallenden Osmanischen Reiches –, rührten sich erneut; Aussichten, die mit den enorm verbesserten Beziehungen Russlands zu Großbritannien stiegen.

Traditionell waren beide Gegenspieler und Rivalen gewesen. Noch bis zum Krimkrieg 1854 hatte Großbritannien viel daran gesetzt, zu verhindern, dass die türkischen Meerengen – Bosporus und Dardanellen, beides Schlüsselpositionen, wenn es um die Kontrolle des Mittelmeerraums und des Zugangs zum Nahen Osten ging – an die Russen fielen; zugleich suchten die Briten jede Bedrohung ihrer unverzichtbaren Kolonie Indien abzuwehren, die sich aus einer russischen Expansion in Zentralasien ergeben könnte. Nun aber, durch die Niederlage gegen Japan geschwächt, war Russland zunehmend bereit, sich mit Großbritannien zu arrangieren. Ein 1907 unterzeichneter Vertrag legte die jeweiligen Einflussphären in den potenziellen Konfliktgebieten Persien, Afghanistan und Tibet fest. Das betraf Deutschland zwar nicht direkt, ganz sicher aber indirekt. Denn das Abkommen zwischen Russland und Großbritannien, das auf der älteren französisch-russischen Allianz und auf der 1904 zwischen Frankreich und Großbritannien vereinbarten *Entente cordiale* (die direkt gegen deutsches Machtstreben gerichtet war) aufbaute, verschob die machtpolitischen Gewichte in Europa. Mit der neu geschaffenen (und im Licht der einstigen Feindseligkeiten bemerkenswerten) *Triple Entente* zwischen Großbritannien, Frankreich und Russland sahen sich Deutschland und sein wichtigster Verbündeter Österreich-Ungarn konfrontiert – Italien, keine Großmacht, auch wenn seine politischen Führer das vorgaben, war ein eher unberechenbarer Partner. Durchaus verständlich, wenn sich in Deutschland zunehmend das Gefühl breit machte, es werde von seinen Feinden eingekreist.

Die einander gegenüberstehenden Allianzen, vom britischen Außenministerium als Mittel der Abschreckung gegen einen Angriff betrachtet (so wie später die Nuklearwaffen), bedeuteten, dass ein Krieg, sollte er ausbrechen, ein allgemeiner und kein lokaler Konflikt sein würde. Den Krieg ausgelöst jedoch haben diese Bündnisse nicht. Im Jahrzehnt zuvor war es zu einer Reihe schwerer Krisen gekommen, keine von ihnen hatte zum Krieg geführt. Jedes Mal waren die Spannungen zwischen den Großmächten ziemlich schnell entschärft

worden. Und zwar mehrfach: 1905, als sich Deutschland gegen die französischen Machtansprüche in Marokko gewandt hatte; 1908, als Österreich Bosnien-Herzegowina (das damals seit bereits 30 Jahren von Österreich besetzt war, aber formal noch zum Osmanischen Reich gehörte) präemptiv annektiert hatte; 1911, nachdem die Deutschen mit der Entsendung eines Kanonenboots in den Hafen der marokkanischen Stadt Agadir die Franzosen provoziert hatten. Selbst 1912, als im chronisch instabilen Südosteuropa der Erste Balkankrieg ausbrach, weil Serbien, Bulgarien und Griechenland, im Balkanbund vereint, die Schwäche des Osmanischen Reiches für sich zu nutzen suchten; und im Jahr darauf noch einmal, als der Zweite Balkankrieg entbrannte, diesmal unter den Mitgliedern des Balkanbundes, weil Bulgarien im Streit um die Beute aus dem Ersten Balkankrieg Serbien angriff – also sogar 1912/13 stellten die Großmächte sicher, dass sich an den regionalen Konflikten kein allgemeiner Flächenbrand entzündete.

Die Spannung zwischen den Großmächten war freilich spürbar. Die Balkankriege hatten die brandgefährliche Region noch weiter destabilisiert: Es war mehr als wahrscheinlich, dass die Konflikte schon bald erneut aufflammen würden. Während zudem der osmanische Einfluss auf dem Balkan schon seit längerem schwand, war Österreich-Ungarn, die andere Großmacht in der Region, während der beiden Balkankriege als passiv und schwach wahrgenommen worden, selbst dort, wo ihre eigenen Interessen bedroht schienen. Österreich-Ungarn musste also mit weiteren Unruhen auf dem Balkan rechnen. Der russischen Führung, die noch immer hoffte, eines Tages zum einen die türkischen Meerengen kontrollieren, zum anderen ihre westlichen Grenzen durch den Besitz Galiziens sichern zu können (den Teil Polens, der sich in österreichischer Hand befand), entging Österreichs Schwäche nicht.

Ein europäischer Krieg war keineswegs unvermeidbar, allerdings wollte auch keine der beteiligten Mächte durch mangelnde Vorbereitung Risiken eingehen. Gegenseitiges Misstrauen führte zu einer

enormen Beschleunigung des Rüstungswettlaufs. Die Verteidigungsausgaben der Großmächte wurden drastisch erhöht, zwischen 1911 und 1913 in Deutschland um 30, in Russland um 50 Prozent. Deutschland und Großbritannien steckten riesige Summen in neue Schlachtfлотten, in einem Wettbewerb, ihre Marine zur furchterregendsten zu machen. Auch die Landstreitkräfte wurden beträchtlich vergrößert. Als die Deutschen 1913 ihr Heer verstärkten, taten die Franzosen es ihnen sofort nach. Die Russen, die ihre Niederlage gegen die Japaner 1905 schmerzte, hatten bis 1913 bereits viel für den Wiederaufbau ihres Heeres getan und planten, wie die Deutschen besorgt registrierten, eine weitere beträchtliche Vergrößerung. Österreich-Ungarn hinkte hinterher, für mehr als einen lokalen Konflikt war es nicht wirklich gerüstet. Seine Aushebungsquote für Rekruten war 1889 festgelegt worden, und das Gesetz von 1913 zu ihrer Erhöhung kam, wie sich herausstellen sollte, zu spät. Der wachsende Abstand zu den anderen Armeen ließ sich nicht mehr verringern.

Doch wurde selbst in Österreich-Ungarn ein bemerkenswert hoher Anteil der Männer im wehrfähigen Alter militärisch ausgebildet, so wie überall auf dem Kontinent. Bis 1914 waren Millionen von Männern, ob im aktiven Dienst oder als Reservisten, kampfbereit oder wurden einsatzbereit gemacht. Bei vollständiger Mobilmachung zählte Russlands Armee 3,5 Millionen Männer, die Deutschlands 2,1 Millionen, die Frankreichs 1,8 Millionen und die Österreich-Ungarns 1,3 Millionen. Großbritannien war die einzige Großmacht ohne eine Massenumwehrpflichtigen und Reservisten. Die British Army war eine Freiwilligenarmee von 100 000 Mann, ausgebildet hauptsächlich für die Kriegführung in den Kolonien – im Vergleich mit den Armeen der anderen Großmächte war sie kümmerlich. Doch Großbritannien verfügte über die Royal Navy; sie war es, die ihr Land in die Lage versetzte, die Seewege weltweit zu beherrschen; sie war die militärische Grundlage der imperialen Dominanz Britanniens. Zudem hatte Großbritannien die Möglichkeit, eine riesige Zahl von Rekruten aus seinem Weltreich heranzuziehen.

Viele nahmen an, die gegenseitige Kontrolle, die während des vergangenen Jahrhunderts den Frieden in Europa weitgehend gesichert hatte, werde fortbestehen. Andere hingegen hielten einen baldigen Krieg für unvermeidlich. Das lag nicht nur an der erhöhten Militarisierung und den gewachsenen Spannungen in Europa. Beides reflektierte die Befürchtungen der Eliten der Großmächte, die ihre jeweiligen Länder einer existenziellen Bedrohung ausgesetzt sahen und glaubten, die Zeit arbeite gegen sie. Das wiederum bedeutete, dass früher oder später ein schwerer Flächenbrand wahrscheinlich war. Jedenfalls hätte keiner, auch eine Spielernatur nicht, höhere Summen darauf gesetzt, dass Europas fragiler Frieden auf unabsehbare Zeit halten werde.

Das galt bereits vor dem Attentat auf Erzherzog Franz Ferdinand am 28. Juni 1914. Nach Österreichs Annexion Bosnien-Herzegowinas im Jahr 1908 hatte der serbische Nationalismus starken Auftrieb erfahren. 1911 hatten radikalisierte Nationalisten, darunter auch einige Armeeeoffiziere, den Geheimbund »Schwarze Hand« (auch »Vereinigung oder Tod« genannt) gegründet, dessen treibende Kraft Dragutin Dimitrijević (genannt Apis) 1913 zum Chef des serbischen Militärgesamtdienstes ernannt wurde. Innerhalb dieser undurchsichtigen, von Apis kontrollierten Netzwerke wurde das Mordkomplott gegen den Erzherzog ausgeheckt und vorbereitet. Um den Anschlag durchzuführen, wurden einige junge bosnische Serben rekrutiert, unter ihnen auch der spätere Todesschütze Gavrilo Princip. Der Thronfolger Franz Ferdinand, das Ziel des Komplotts, war alles andere als ein Feind der slawischen Minderheiten im Habsburgerreich, ihm lag gerade daran, die Rechte der »Südslawen« zu erweitern und das Reich auf diese Weise zu stabilisieren. Dadurch aber sahen radikale serbische Nationalisten die gesamtserbischen Ambitionen bedroht. Das Attentat wurde durch einen bizarren Zwischenfall während des Staatsbesuchs von Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gattin in Sarajevo begünstigt: Der Fahrer ihrer offenen Limousine war falsch abgebogen, in eine enge Straße. Als er bei seinem Wendemanöver den Motor abwürgte,

bot er Princip die unerwartete, einmalige Gelegenheit nachzuholen, was kurz zuvor gescheitert war, bei einem ersten Attentatsversuch eines anderen Mitglieds der siebenköpfigen Gruppe fanatischer serbischer Nationalisten. Doch gab es keinen offensichtlichen Grund, warum ausgerechnet die Ermordung Franz Ferdinands und seiner Frau einen allgemeinen europäischen Krieg entfachen sollte. Es hatte in den zwei Jahrzehnten zuvor andere Attentate gegeben – sogar solche auf Könige –, und die hatten keinen größeren Konflikt ausgelöst. 1894 war der französische Präsident Sadi Carnot ermordet worden; am 29. Juli 1900 wurde der italienische König Umberto I. erschossen; am 11. Juni 1903 wurden der serbische König Alexandar Obrenović und seine Frau umgebracht; am 18. März 1913 starb König Georg I. von Griechenland ebenfalls bei einem Anschlag. Und im Grunde erschien es auch 1914 fast bis Ende Juli unwahrscheinlich, dass der Mord an Franz Ferdinand einen allgemeinen Krieg auslösen würde.

Das Barometer der diplomatischen Spannungen begann denn auch erst mehr als drei Wochen nach den Morden von Sarajevo rasch zu steigen. Nicht früher als in der letzten Juliwoche zeigten sich Londons Finanzmärkte nervös angesichts eines nun drohenden Krieges. Und selbst da ließ sich hoffen, dass sich das Schlimmste werde vermeiden lassen. Noch am 30. Juli bemerkte der französische Sozialistenführer Jean Jaurès: »Es wird Höhen und Tiefen geben. Aber es ist unmöglich, dass sich die Dinge nicht zum Guten wenden.« Einen Tag später, am 31. Juli, wurde er erschossen; sein Mörder, ein verwirrter Ultranationalist, erklärte, Jaurès sei ein Verräter, der getötet werden müsse. Sein »Verrat« hatte darin bestanden, sich um internationalen Frieden zu bemühen.

Eine naheliegende Antwort auf die Ermordung Franz Ferdinands wäre ein kurzer Vergeltungsschlag gewesen, mit dem sich Österreich-Ungarn »Genugtuung« verschafft hätte – durch »Bestrafung« Serbiens, das für das Attentat verantwortlich gemacht wurde und dessen Armee durch die Verluste in den beiden Balkankriegen ohnehin deutlich geschwächt war. Alle anderen Mächte hätten das höchst-

wahrscheinlich akzeptiert: als angemessene Vergeltung für den Mord am habsburgischen Thronfolger. Der Schlag wäre als natürliche und gerechtfertigte Reaktion gesehen worden, da konnte man sich eigentlich sicher sein. In Wien, und nicht nur dort, war Vergeltung Ehrensache, eine Frage des Prestiges; insofern war der Vergeltungsschlag notwendig, um den Status der Habsburgermonarchie als Großmacht zu bekräftigen. Etwa drei Wochen nach dem Attentat ging man vor allem in der deutschen Führungsspitze davon aus, dass sich ein lokaler Krieg entwickeln würde.

Aber die Vorbereitung selbst einer begrenzten Aktion hätte zu lange gedauert. Österreich war ein multinationales Reich, es brauchte geraume Zeit, bis die schwerfällige Maschinerie von Regierung, Diplomatie und Militär in Gang gesetzt war. Während der Chef des Generalstabs, Graf Franz Conrad von Hötzendorf, ein Falke, unterstützt vom österreichischen Außenminister Graf Leopold Berchtold, auf einen sofortigen Krieg gegen Serbien drängte, mahnte Graf István Tisza, der Regierungschef der ungarischen Reichshälfte, die »furchtbare Kalamität eines europäischen Krieges« beschwörend, zur Vorsicht. Gerade dass sich die Regierenden Österreich-Ungarns nicht einig waren, war der eigentliche Grund, aus dem man sich um eine Garantie deutscher Rückendeckung bemühte. Die Österreicher hielten die deutsche Armee für unbesiegbar; insofern war die deutsche Unterstützung selbst dann eine solide Garantie, wenn sich die Aktion gegen Serbien zum europäischen Krieg auswachsen würde. Aus Berlin nahmen die Österreicher den Eindruck mit, dass, falls der Krieg denn unvermeidbar sei, der Zeitpunkt nicht günstiger sein könnte als jetzt.

Nun kannte das Habsburgerreich aber nur zwei Geschwindigkeiten: langsame Fahrt und Stopp. Viele der Männer, die man hätte zu den Waffen rufen müssen, wurden vorerst, im Juli und August, viel dringlicher bei der Ernte gebraucht. Eine unmittelbare Vergeltung war also unmöglich. Bereits zwei Tage nach dem Attentat hieß es, noch mindestens 16 Tage würden benötigt, um die Streitkräfte für einen Schlag gegen Serbien zu mobilisieren. So kam die verschleppte

österreichische Reaktion einer langsam brennenden Lunte gleich, die schließlich alle Großmächte zum Eingreifen brachte. Und während sich die Krise zuspitzte, war alles, was nun geschah, geprägt durch Haltungen und Ziele, durch Ambitionen und Befürchtungen, die sich schon seit geraumer Zeit herausgebildet hatten.

Deutschland, erst seit 1871 ein geeintes Reich, aber die stärkste Industriemacht auf dem Kontinent, war darauf erpicht, seinen »Platz an der Sonne« zu ergattern. Es wollte unbedingt zur Weltmacht werden und nach Status und Einfluss mit dem British Empire konkurrieren können. Gleichzeitig war Deutschland zutiefst besorgt, dass ihm die Zeit nicht in die Hände spiele und die vereinte militärische Macht seiner Feinde seine Ambitionen zu blockieren drohe. Bereits 1912 hatte Feldmarschall Helmuth von Moltke, der Generalstabschef, in Anwesenheit des Kaisers deutlich gemacht, dass er einen Krieg für unvermeidbar halte, darum gelte: »Je eher, desto besser«. Er empfahl, die Presse eine antirussische Stimmung anheizen zu lassen, damit der Krieg, wenn er komme, breite Zustimmung finde. Moltke blieb der führende Verfechter eines Präventivkriegs – Deutschland müsse los schlagen, bevor es selbst angegriffen werden könne, ob von Russland oder von Frankreich oder von beiden gemeinsam. Davon rückte er auch in den Wochen unmittelbar vor dem Krieg nicht ab: Der Krieg werde ohnehin ausbrechen, er müsse darum geführt werden, solange Deutschland in der Lage sei, ihn zu gewinnen. Russland werde, so erklärte er nach einem Bericht im Mai 1914, sein Rüstungsprogramm binnen zwei oder drei Jahren abgeschlossen haben. Und damit wäre die militärische Übermacht der Feinde Deutschlands »so groß, dass er nicht wisse, wie wir ihrer Herr werden könnten«. Kurz, um den Gegner schlagen zu können, bleibe Deutschland nichts anderes übrig, »als einen Präventivkrieg zu führen, ... solange wir den Kampf noch einigermaßen bestehen können«.

Der trübselige, pessimistische Moltke hatte zwar den entscheidenden Posten in der deutschen Militärhierarchie inne, über die Linie der Regierung jedoch entschied er nicht. Reichskanzler war Theobald

von Bethmann Hollweg und dieser hatte ernsthafte und wachsende Befürchtungen über die Konsequenzen eines Krieges: Wie ein »Sprung ins Dunkle« erschien ihm der Krieg; »schwerste Pflicht« sei es, ihn zu führen. Im Gegensatz zu einigen deutschen Falken prognostizierte er sogar, der Krieg werde die Sozialdemokratie keineswegs zerstören, auch die von ihr ausgehende Gefahr für die bestehende Gesellschaftsordnung keineswegs ausschalten, die Sozialdemokratie vielmehr stärken und »manche Throne stürzen«. Gegen Ende Juli, als die Krise in ihre letzte Phase eintrat, als seine eigenen politischen Initiativen erkennbar gescheitert waren und er gegenüber der militärischen Führung sichtlich an Boden verlor, versuchte Bethmann Hollweg, »mit aller Kraft die Bremse zu ziehen«. Doch er verschloss sich dem Argument des Generalstabs nicht, die militärische Lage könne, je mehr Zeit verstreiche, für Deutschland nur ungünstiger werden, während Russland unterdessen unermesslich stärker werde, weshalb es besser sei, den Krieg »eher jetzt als später« zu führen, solange nämlich ein rascher Sieg zu erringen sei, und nicht abzuwarten und zuzusehen, wie sich die Bedingungen verschlechterten. Russland war mit Frankreich, Deutschlands großem Feind im Westen, verbündet, und die Angst vor einer Umklammerung war mittlerweile beherrschend.

Die zivile, nicht die militärische Führung Deutschlands behielt die Kontrolle über politische Entscheidungen – bis zu der russischen Mobilmachung am 30. Juli, dem Zeitpunkt, an dem ein Krieg unausweichlich wurde. Allerdings besaß das Militär in keinem anderen europäischen Land ein so hohes Maß an Autonomie gegenüber der zivilen Regierung wie in Deutschland. Und als die Krise Ende Juli ihren Höhepunkt erreichte, setzten sich Moltke und der Generalstab durch. Jetzt traten militärische Imperative an die Stelle politischer Initiativen. Der Kaiser, der Moltkes Analyse phasenweise beizupflichten schien, war, bei all seinem Kriegsgepolter, ein Zauderer; er bekam, als die Krise sich entfaltete, kalte Füße, in letzter Minute noch wollte er vom Krieg zurückweichen. Aber der Kaiser war faktisch nicht in der Lage, Kräfte zu kontrollieren, die weit mächtiger waren als er

selbst. Die deutsche militärische Planung war rigide auf die seit langem bestehende Strategie festgelegt, zuerst die Franzosen rasch zu besiegen und sich dann gegen die Russen zu wenden. Als der Kaiser am 30. Juli – in der Hoffnung, dass damit die britische Neutralität gesichert wäre – verlangte, Moltke solle den Angriff gegen Frankreich abblasen und das gesamte Heer Richtung Russland umlenken, antwortete sein Generalstabschef unmissverständlich, dies sei nicht zu machen: Ein solcher Schritt könne die gut ausgebildete Armee nur in einen »wüsten Haufen« verwandeln. Ein Aufmarsch des Heeres sei, so Moltke, das Ergebnis jahrelanger Planung, mit einem Federstrich lasse sich da gar nichts improvisieren. Während der Krise konnte auch der Kaiser – weit davon entfernt, die Politik zu bestimmen – nur mehr auf die Entscheidungen seiner Regierung und letztlich auf die Imperative seines Militärs reagieren.

Ende Juli schließlich, als sich die Ereignisse endgültig zuspitzten, wurde Moltkes Standpunkt akzeptiert; bis dahin war das Handeln der deutschen Regierung durch den Anfang Juli begangenen, schwerwiegenden politischen Fehler bestimmt, Österreich in der serbischen Angelegenheit freie Hand zu lassen. Erst mit dieser Zusicherung war das reale Risiko eines europäischen Flächenbrands entstanden. Wegen dieses kapitalen Fehlers blieb Deutschland den ganzen Juli über nicht viel anderes zu tun, als auf Ereignisse zu reagieren, die von anderen bestimmt wurden – Ereignisse, die sich schnell jedweder Kontrolle entzogen.

Russlands langfristige Interessen waren auf die Kontrolle des Balkans und der türkischen Meerengen gerichtet, die sowohl für den russischen Handel als auch für seine Sicherheit im Süden als unverzichtbar galten, denn wer die Meerengen kontrollierte, der beherrschte auch den Zugang zum Schwarzen Meer. Darum durfte keine andere Macht die Region dominieren. Und je offensichtlicher die Schwäche des Osmanischen Reiches wurde, desto eindeutiger war es Österreich-Ungarn, das Russlands Interessen auf dem Balkan hauptsächlich bedrohte. Die Falken in der russischen Marineführung erwogen gar

einen Präventivkrieg, um Konstantinopel (wie die Russen Istanbul noch immer nannten) und die Meerengen zu erobern, bevor die Türken über die fünf neuen Schlachtschiffe verfügten, die sie bestellt hatten – bei britischen Werften. Solche Überlegungen allerdings beeinflussten die russischen Aktionen während der Julikrise nur geringfügig oder gar nicht. So wie Russlands militärische Vorbereitungen geplant waren, würden sie vor 1917 nicht abgeschlossen sein. An ein unmittelbar bevorstehendes Kräfteressen mit Deutschland also war 1914 nicht gedacht – jedenfalls nicht, bis am 24. Juli die Konditionen des österreichischen Ultimatums an Serbien bekannt wurden. Von diesem Zeitpunkt an bedeutete Russlands Unterstützung für Serbien, dass es praktisch unmöglich war, den Sturz in einen allgemeinen europäischen Krieg noch zu verhindern. Schon aus Prestigegründen kam ein Einlenken nun für keine Seite mehr infrage.

Österreich-Ungarn, das schwächste Glied in der Trias der Großmächte, deren Handeln im Juli 1914 den Weg in einen Krieg ebnete, agierte weitgehend aus Angst um die eigene Zukunft. Die Instabilität auf dem Balkan (die verstärkt wurde durch die Erosion des osmanischen Einflusses); die Sorge, die Vorherrschaft dort an die Russen zu verlieren (die, wie man wusste, die österreichische Annexion Bosnien-Herzegowinas von 1908 nicht vergessen hatten); das immer forschere Auftreten der Serben vor dem Hintergrund der russischen Garantien – all das weckte auf den Fluren der Macht in Wien ernste Sorgen. Serbien niederzuwerfen war daher im Juli 1914 eine lockende Option – immer vorausgesetzt, die deutsche Rückendeckung war gewährleistet und ein begrenzter Krieg lasse sich schnell und erfolgreich führen. Doch eine rasche Vergeltungsmaßnahme für die Ermordung Franz Ferdinands wurde eben nicht ausgeführt. Stattdessen beschwor das Ultimatum vom 23. Juli die Verstrickung Russlands – und damit auch Deutschlands und Frankreichs – in den schwelenden Konflikt herauf.

Deutschland hatte seine bedingungslose Unterstützung für ein österreichisches Vorgehen gegen Serbien, das es als völlig berechtigt ansah, bereits am 6. Juli erklärt. Serbien würde entweder nachgeben

oder militärisch bestraft werden. Im Ergebnis würde die Stellung von Deutschlands wichtigstem Verbündeten auf dem Balkan gestärkt werden. Dass Russland intervenieren könnte, wurde in Berlin nicht ernsthaft in Betracht gezogen: Ein Zar, der die Mörder eines Mitglieds eines Kaiserhauses unterstützt – undenkbar. Zudem war Russland, so glaubte man, auf einen Krieg militärisch noch nicht vorbereitet. Und was die übrigen Mächte anging, so würden diese zuschauen und das *fait accompli* akzeptieren. Wie wackelig das deutsche politische Kalkül war, sollte sich bald zeigen. Dass es sich als gefährliche Fehlkalikulation erweisen könnte, dass es ein großes Risiko darstellte, war jedoch zu dem Zeitpunkt, als der »Blankoscheck« ausgestellt wurde, bekannt. Kein Geringerer als Reichskanzler Bethmann Hollweg räumte ein: »Eine Aktion gegen Serbien kann zum Weltkrieg führen«, und der werde »eine Umwälzung alles Bestehenden« zur Folge haben.

Weitere Verzögerungen in Wien bedeuteten, dass die deutschen Hoffnungen auf einen lokalen Konflikt mit einem schnellen Ausgang von Anfang an vergeblich waren. Erst am 19. Juli stand der Text eines harten Ultimatums an die Serben endgültig fest, weitere vier Tage verstrichen, bis es den Serben präsentiert wurde. Seit den Morden von Sarajevo waren da bereits dreieinhalb Wochen vergangen. Weitere 48 Stunden wurden den Serben für ihre Antwort gewährt. Diese befürchteten von einem Angriff Österreichs das Schlimmste und waren zunächst überraschenderweise bereit gewesen, sich den harten Bedingungen zu beugen. Doch diese Bereitschaft bestand genau so lange, bis die Russen, die dank einer undichten Stelle seit Tagen Kenntnis von den unerbittlichen Klauseln des Ultimatums hatten, die serbische Entschlossenheit stärkten. Die russische Führung ihrerseits fühlte sich durch die festen Unterstützungszusagen ihres französischen Bündnispartners, die während des Staatsbesuchs in St. Petersburg vom 20. bis zum 23. Juli von Präsident Poincaré und Premierminister Viviani abgegeben wurden, darin bestärkt, einen harten Kurs gegen Österreich einzuschlagen und Serbien beizustehen, was immer daraus folgen mochte.

Der französische Präsident, der den preußischen Einmarsch in seine Heimat Lothringen als Junge erlebt hatte, hatte mit Deutschland auch ganz persönlich noch ein Hühnchen zu rupfen. Schon 1912 hatte er den Plan einer russischen Intervention auf dem Balkan befürwortet, wohl wissend, dass dies zu einem Konflikt mit Deutschland führen könnte. Damals wie 1914 lag es in Frankreichs Interesse, wenn die Position Deutschlands in Europa durch eine militärische Konfrontation mit Russland geschwächt würde. 1912 hatte sich die russische Führung bewusst aus dem Balkankonflikt herausgehalten. Diesmal waren die Entscheidungsträger in St. Petersburg der Ansicht, Zurückhaltung wäre ein Fehler. Zudem lag die Unterstützung Serbiens durchaus im Interesse der eigenen strategischen Ziele. Käme es zu einem Krieg, wäre Deutschland gezwungen, an zwei Fronten zu kämpfen, darum, so die Falken in der russischen Führung, sei dies ein Krieg, den Russland gewinnen werde. Die Entscheidung zur Unterstützung Serbiens bewirkte, dass sich die Handlungsspielräume rasch verringerten. Von der Zustellung des österreichischen Ultimatums an überschlugen sich die Ereignisse. Die Wahrscheinlichkeit eines allgemeinen Krieges wurde größer, nicht kleiner. Doch selbst da noch hätte er vermieden werden können. Der Wille freilich, einen Krieg zu verhindern, fehlte.

»Das bedeutet den Krieg in Europa!« – das war am nächsten Tag die prompte Antwort des russischen Außenministers Sergej Sasonow auf Österreichs Ultimatum. Wenig später beschuldigte er die Österreicher, den Krieg bewusst zu provozieren; dem österreichischen Botschafter erklärte er: »Sie setzen Europa in Brand!« Allerdings, wie Sasonow nur zu genau wusste, erhöhten auch die Russen, so wie sie sich verhielten, die Brandgefahr auf dem Kontinent deutlich. Schon am 24. Juli, noch bevor das österreichische Ultimatum abgelaufen war, hatte Russland sämtliche in Berlin angelegten Staatsgelder (in Höhe von 100 Millionen Rubel) abgezogen. Noch folgenschwerer war Russlands Entscheidung, insgeheim mit der Teilmobilmachung des Heeres (von über einer Million Männern) sowie der Ostsee- und der

Schwarzmeerflotte der Marine zu beginnen. Am 25. Juli wurde die sogenannte Kriegsvorbereitungsperiode eingeleitet. Schnell machten Truppenbewegungen die Deutschen auf die geheime russische Mobilmachung aufmerksam, die erst am 28. Juli offiziell verkündet wurde. Das war der Tag, an dem Österreich Serbien schließlich den Krieg erklärte.

Die Dynamik in Richtung eines allgemeinen Krieges erwies sich nun als unaufhaltsam. In letzter Minute kam es nochmals, um den Sturz in einen ausgewachsenen europäischen Krieg abzuwenden, zu fieberhaften und vergeblichen diplomatischen Manövern, einige aufrichtig, andere weniger; doch es war sowieso zu spät. Längst hatten sich die deutschen Hoffnungen verflüchtigt, Österreichs Aktionen gegen Serbien ließen sich unter Kontrolle halten und lokal begrenzen. Gleichwohl, auch fünf Tage nach der russischen Entscheidung, insgeheim mit der Mobilmachung zu beginnen, hatte Deutschland noch keine gravierenden militärischen Maßnahmen ergriffen. Noch am 29. Juli zögerte man in Berlin, den »Zustand drohender Kriegsgefahr« auszurufen (die letzte Stufe vor der allgemeinen Mobilmachung). An diesem Abend aber beschloss die russische Führung die Generalmobilmachung. Am Tag darauf, am 30. Juli, gab der Zar, der den Beschluss zunächst bestätigte, dann in einem Anfall von Nervosität wieder annullierte, leicht verzögert seine Zustimmung.

Damit bekamen in Berlin militärische Imperative schließlich Vorrang vor allen diplomatischen Erwägungen. Am 31. Juli wurde der »Zustand drohender Kriegsgefahr« ausgerufen. Die Berliner Führung wollte unbedingt sichergehen, dass auch die Sozialdemokraten, in deren Reihen es ausgesprochene Pazifisten gab, dem Krieg zustimmten. Darum musste der Eindruck erweckt werden, Deutschland sei in einen Verteidigungskrieg gezwungen worden. Den »Beweis« und die notwendige Rechtfertigung lieferte die russische Generalmobilmachung. Nun, so konstatierte Reichskanzler Bethmann Hollweg zufrieden, stünden die Russen als die Schuldigen da; fatalistisch allerdings fügte er hinzu, es »sei die Direktion verloren und der Stein

ins Rollen geraten«. Am 31. Juli um Mitternacht stellte Deutschland ein Ultimatum mit Zwölf-Stunden-Frist an Russland: Falls es seinen Mobilmachungsbefehl nicht aufhebe, werde auch Deutschland die Generalmobilmachung anordnen. Als am 1. August das Ultimatum ablief, ohne dass St. Petersburg reagiert hatte, erklärte Deutschland Russland den Krieg. Noch am gleichen Tag befahl, zur Unterstützung Russlands, auch Frankreich die Mobilmachung. Zwei Tage später, am 3. August, antwortete Deutschland mit seiner Kriegserklärung an Frankreich.

Zu diesem Zeitpunkt war Großbritannien mehr mit der Aussicht eines Bürgerkriegs in Irland beschäftigt als mit der sich zuspitzenden Krise auf dem Kontinent; darum hatte es, als der Druck stieg, nicht zu den Kriegstreibern gehört. Zudem hatte es unter allen Großmächten in einem europäischen Krieg am wenigsten zu gewinnen. Die führenden Politiker des Landes waren sich vollauf bewusst, dass ein Krieg »solch ungeheure Geldsummen verschlingen und eine derartige Störung des Handels verursachen« müsse, dass »ein vollständiger Zusammenbruch des europäischen Kreditwesens und der Industrie« zu erwarten stehe, wie Außenminister Sir Edward Grey am 23. Juli formuliert hatte. Und er hatte den prophetischen Satz hinzugefügt: »Unabhängig davon, welche Parteien als Sieger aus diesem Krieg hervorgingen, würden viele Dinge völlig hinweggefegt werden.« Wie Grey fürchteten die meisten Mitglieder des britischen Kabinetts die Folgen eines Krieges und hofften, dass sich der Frieden bewahren lasse. Zögerlich versuchte der Außenminister im Lauf der folgenden Woche Möglichkeiten auszuloten, die Krise zu schlichten. Die mit Russland und Frankreich geschlossenen Entente-Verträge verpflichteten Großbritannien nicht zur Intervention, und Grey setzte seine Bemühungen fort, Großbritanniens Interessen nach allen Seiten abzusichern. Eine entschiedene Neutralitätserklärung der Briten, auf welche die Deutschen hofften (ohne wirklich damit zu rechnen), hätte selbst zu einem so späten Zeitpunkt den allgemeinen Krieg womöglich noch verhindern können. Doch Greys fatale Unentschlossenheit ließ

den diplomatischen Handlungsspielraum schwinden. Und letztlich konnte Großbritannien nicht zulassen, dass Deutschland zur beherrschenden Macht auf dem Kontinent würde. Dies war der Hauptgrund für Großbritanniens Kriegsbereitschaft. Zudem gab es sowohl in der britischen Regierung als auch in der Opposition diejenigen, die es für eine Frage von Ehre und Prestige hielten, Frankreich und Russland zur Seite zu stehen. Großbritannien könne es sich nicht leisten, einem großen Krieg fernzubleiben, ohne sein Ansehen als Großmacht einzubüßen, so argumentierte Sir Eyre Crowe, ein einflussreicher Mann im Außenministerium, der seit 1907 vor Deutschlands Hegemoniestreben gewarnt hatte.

Als deutsche Truppen schließlich ins neutrale Belgien eindringen und ein Ultimatum, mit dem die Briten Deutschland aufforderten, die belgische Neutralität zu respektieren, bis zum Ablauf des 4. August folgenlos blieb, hatte Großbritannien seinerseits einen Anlass zur Kriegserklärung. Es liegt schon eine gewisse Ironie darin, dass Österreich-Ungarn, der Staat, der mit seinen Aktionen die Krise heraufbeschworen hatte, als letzte der Großmächte in den Konflikt eintrat: Erst am 6. August erklärte die Doppelmonarchie Russland den Krieg. Fünf Tage später erfolgte Frankreichs, einen Tag darauf Großbritanniens Kriegserklärung an Österreich-Ungarn. Serbien, von dem die Initialzündung zum Konflikt ausgegangen war, blieb noch weitere 14 Monate von Krieg im eigenen Land verschont; es war inzwischen zum Nebenschauplatz geworden. Das Hauptgeschehen nahm seinen Lauf.

Hinter diesen schicksalhaften Schritten in den Krieg stand Angst. Jede der Mächte fürchtete um ihre Zukunft, wobei diese Ängste zum Teil innenpolitischen Spannungen entsprangen, dem Verlangen nach Demokratie und Sozialismus, oder, besonders im Falle Österreichs, bestimmt waren von schrill nationalistischen Forderungen, die befürchten ließen, dass der Vielvölkerstaat zerbrechen könnte (was dann ja auch geschah). Vor allem aber beobachteten die Großmächte einander mit großem Argwohn. Deutschland fürchtete eine

Einkreisung durch seine Feinde Frankreich und Russland, fürchtete insbesondere Russland und die Folgen, die es haben würde, sollten die Armeen des zaristischen Regimes irgendwann den eigenen überlegen sein. Denn das konnte künftig unter anderem zur Dominanz der Russen über den Balkan führen, der als unverzichtbar für den Ausbau des eigenen Einflusses galt. Umgekehrt fürchtete Russland eine deutsche Vormachtstellung auf dem Balkan, im Nahen Osten und am Bosphorus, der kritischen Lebensader der russischen Wirtschaft. In Frankreich, wo man 1870, also gut 40 Jahre zuvor, die Invasion preußischer Truppen erlitten hatte, herrschte eine nahezu paranoide Angst vor Deutschland. Großbritannien schließlich befürchtete den Verlust seiner wirtschaftlichen Dominanz und eine deutsche Vorherrschaft auf dem Kontinent. Dass die Deutschen die belgische und französische Küste, gleich auf der anderen Seite des Ärmelkanals, kontrollieren könnten, war ein unerträglicher Gedanke. Kurz: Angst hatte das Wettrüsten angetrieben, nun trieb sie zum Handeln, bevor es zu spät war. Jede der Mächte wollte die Gelegenheit ergreifen, bevor der Feind es tat. Allen Großmächten gemeinsam war die Furcht vor einem Gesichtsverlust, wenn sie vor dem Abgrund zurückschreckten.

Alle Seiten waren überzeugt, der anstehende Waffengang werde nur kurz sein; das verstärkte die Bereitschaft, diesen Krieg zu riskieren. Vielleicht war es auch weniger eine Überzeugung denn eine als Erwartung verbräunte Hoffnung, ein Ausweichen vor dem Nachdenken darüber, was andernfalls geschehen würde. Nur wenige Entscheidungsträger in jedem der beteiligten Länder – in keinem mehr als eine Handvoll Personen – äußerten Besorgnis über die schweren Folgen eines Krieges. Was immer sie insgeheim befürchteten, sie handelten, als werde der Krieg rasch vorüber sein. Nicht, dass die Führer der europäischen Länder oder ihre militärischen Berater keine Vorstellung gehabt hätten von der enormen Zerstörungskraft moderner Artillerie, von den hohen Opferzahlen, die in einem neuartigen Krieg zu erwarten waren, wenn man Infanteristen gegen Maschinengewehrfeuer stürmen ließ. Schon Jahrzehnte zuvor hatte der Amerika-

nische Bürgerkrieg einen Vorgeschmack gegeben auf den Blutzoll, mit dem zu rechnen war. Allerdings hatte in Europa kaum jemand davon Notiz genommen. Auch die Bilanz von 184000 Toten im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 führte nicht zum Nachdenken. Wenn überhaupt, nahm man sie wahr als Hinweis darauf, dass die schiere Zerstörungskraft der modernen Kriegführung rasch zur Entscheidung führen werde. Die entscheidende Schlacht bei Sedan hatte, selbst wenn jener Krieg zehn Monate gedauert hatte, schließlich bereits nach sechs Wochen stattgefunden. Zuletzt hatten Beobachter ausführlich von den hohen Verlusten im Russisch-Japanischen Krieg von 1904/05 berichtet. Doch auch dieser Krieg hatte nur kurz gedauert, kaum länger als ein Jahr.

Aufgrund dieser relativ jungen Erfahrungen nahm man an, dass man auch diesmal von einem kurzen Kriegszug ausgehen könne. Niemand also ließ sich schrecken von der Aussicht auf einen langwierigen Konflikt und eine mörderische Pattsituation. Europas militärische Denker waren von der gesteigerten Feuerkraft moderner Waffentechnik vielmehr so beeindruckt, dass sie sich eine rasche mobile Offensive ausmalten, die, selbst wenn sie von schweren Verlusten begleitet wäre, einen schnellen Sieg bringen werde. Insbesondere die deutschen Militärstrategen verfolgten diese Linie. Denn angesichts der nach Zahlen überlegenen Allianz der Gegner und einer möglichen Drosselung deutscher Kriegsanstrengungen durch eine britische Seeblockade war ihnen klar, dass ein langer Zermübungskrieg um jeden Preis zu vermeiden war. So kam der deutsche Generalstab bei seiner militärischen Planung zu dem Schluss, dass es, je schneller und verheerender die Offensive ausfalle, umso eher möglich sei, den Feind zu überrennen, bevor er entsprechende Verteidigungskräfte mobilisieren könne – folglich sei auch der Krieg umso schneller vorüber.

Moltke operierte mit einer Variante des Plans, den General Alfred Graf von Schlieffen, sein Vorgänger auf dem Posten des Generalstabschefs, 1905 entwickelt hatte. Der Schlieffenplan ging von einem Zweifrontenkrieg aus, sah jedoch als ersten Schritt den schnellen Vorstoß

nach Westen vor, der mit einer Offensive von enormer Wucht die Franzosen schnellstmöglich außer Gefecht setzen sollte. Im zweiten Schritt dann wären die Russen im Osten niederzuringen, bevor sie ihrerseits angreifen konnten. Schlieffen hatte einen Durchbruch zum Sieg binnen etwa eines Monats für durchaus möglich gehalten. Die Franzosen aber hatten diese Gefahr im Blick und sich durch Aufbau einer Feldarmee vergleichbarer Größe darauf vorbereitet, einen deutschen Angriff ihrerseits mit Großoffensiven zu kontern. Auch die Russen dachten, das österreichische Galizien im Visier, an eine rasche entscheidende Offensive, die sie bis zu den Karpaten führen sollte (diesem Hauptziel wurde, zum Verdruss der Franzosen, ein Angriff auf Ostpreußen untergeordnet). Und auch die Österreicher sahen im Angriff die beste Form der Verteidigung. Zugleich jedoch war ihnen klar, dass sie es zwar mit den Serben aufnehmen konnten, ein Vormarsch ihrer Armee gegen die Russen aber nur dann infrage kam, wenn zur gleichen Zeit die Deutschen einen vernichtenden Angriff auf diesen Feind starteten. Kurz, alle Kriegsparteien auf dem Festland gaben der Offensive den Vorrang, alle sahen darin den Weg zu einem entscheidenden – und schnellen – Sieg. Einen Plan B hatte keiner der Beteiligten. Was geschehen würde, falls kein rascher Sieg zu erlangen war, darüber wollte man lieber nicht nachdenken. Es konnte nur einen langen Zermürbungskrieg bedeuten und letztlich einen Sieg für diejenige Allianz, die über die größeren wirtschaftlichen und militärischen Kapazitäten verfügte.

Die Überzeugung, dass der Krieg notwendig sei und zudem gerechtfertigt, dazu die tröstliche Annahme, dass er auch bald wieder vorüber sein würde – ein kurzes, aufregendes und heroisches Abenteuer mit einem schnellen Sieg und geringen Verlusten –, war nicht nur in Europas herrschenden Eliten verbreitet, sondern drang auch in weite Kreise der Bevölkerung ein. Das hilft zu erklären, warum in allen Ländern, die sich am Krieg beteiligen sollten, derart viele Menschen enthusiastisch, geradezu euphorisch reagierten, als sich die Spannungen – die in der breiten Bevölkerung vor der letzten Juliwoche gar

nicht wahrgenommen wurden – aufbauten und sich schließlich in einem großen Krieg Bahn brachen. Gewiss teilten nicht alle diese Überzeugung, und auch die Kriegsbegeisterung war deutlich begrenzter, als es erste Eindrücke nahelegen mögen. Tatsächlich war das Spektrum der Emotionen breit gefächert, es reichte, nach Ländern, Regionen, Klassen und politischen Zugehörigkeiten unterschieden, von hysterischer Kriegsbegeisterung bis zu glühendem Antikriegs-Pazifismus, von freudig-draufgängerischer Erregung bis hin zu tiefer Angst. Nicht zu bestreiten allerdings ist der zumindest in Teilen der Bevölkerung in den großen europäischen Hauptstädten weitverbreitete Jubel über den bevorstehenden Krieg.

»Ungeheure Volksmassen«, so berichtete der britische Botschafter aus Wien, seien, nachdem die Beziehungen zu Serbien abgebrochen wurden, im »Freudentaumel ... vaterländische Lieder singend bis in die frühen Morgenstunden durch die Straßen« gezogen. Der pazifistische Schriftsteller Stefan Zweig erinnerte sich später, wie sehr ihn die – in patriotischen Enthusiasmus umgeschlagene – Atmosphäre in der Stadt gefangen genommen hatte: »Aufzüge formten sich in den Straßen, plötzlich loderten überall Fahnen, Bänder und Musik, die jungen Rekruten marschierten im Triumph dahin, und ihre Gesichter waren hell, weil man ihnen zujubelte.« Er, so Zweig, habe gespürt, wie sein »Haß und Abscheu gegen den Krieg« zeitweilig überwältigt worden seien durch etwas »Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches«. Sobald sich die Ansicht durchgesetzt hatte, dass es in diesem Krieg um den Kampf zum Schutz vor der zaristischen Tyrannei gehe, war die »Kriegsstimmung« auch bei den österreichischen Sozialisten stärker als die Proteste, mit denen sie sich anfangs gegen alle Schritte gewandt hatten, die den Frieden bedrohten.

Am 1. August, sobald die deutsche Kriegserklärung an Russland bekannt geworden war, versammelten sich rund 50 000 Bürger – vorrangig aus der Mittelschicht und Studenten – vor dem Berliner Stadtschloss, um den Kaiser sagen zu hören: »Kommt es zum Kampf, so hören alle Parteien auf! ... Ich kenne keine Parteien und auch keine

Konfessionen mehr; wir sind heute alle deutsche Brüder und nur noch deutsche Brüder.« In Kneipen, Cafés und Biergärten erhoben sich die Leute, stehend sangen sie vaterländische Lieder. Junge Männer marschierten durch die Straßen und forderten den Krieg. Auch in anderen deutschen Städten kam es zu Jubelzügen für den Krieg. In St. Petersburg wiederum grüßte Zar Nikolaus vom Balkon des Winterpalasts herab eine riesige begeisterte Menge; wie auf Befehl knieten die Menschen vor ihm nieder, schwenkten Banner und sangen die Nationalhymne. In Paris brandete eine Welle patriotischen Eifers auf, als Präsident Poincaré eine *Union sacrée*, den »geheiligten Bund« aller Franzosen verkündete, in dem alle inneren Gegensätze überwunden seien. Dem schlossen sich auch die Sozialisten an. Angesichts der äußeren Bedrohung wurde sogar der Zorn der Arbeiterklasse über die Ermordung von Jean Jaurès umgelenkt in patriotische Pflichterfüllung und Trotz gegen die deutsche Aggression.

Der Boden für solch außergewöhnliche Gefühlsausbrüche war seit Jahren bereitet worden: durch nationalistische Indoktrination in Schulen und an Universitäten, während des Militärdiensts, durch patriotische Organisationen und Interessenverbände sowie durch die Massenmedien. Vor allem in den Ober- und Mittelschichten, auch unter Intellektuellen und Studenten war nationalistischer Fanatismus weit verbreitet. Viele begrüßten den Krieg als Weg zur nationalen Regeneration, als Befreiung von dem, was als moralische Dekadenz der damaligen Gesellschaft wahrgenommen wurde. Bereits 1909 hatten italienische Futuristen dies in ihrem Manifest griffig und radikal zum Ausdruck gebracht: »Wir wollen den Krieg verherrlichen – diese einzige Hygiene der Welt –, den Militarismus, den Patriotismus, die Vernichtungstat.« Der Krieg wurde als heroisch und männlich, als Abenteuer betrachtet – als Gegenmittel zum nationalen Verfall. Es herrschte ein Gefühl nationaler Einheit, das zeitweilig alle gesellschaftlichen Gräben überwand. Deutsche Intellektuelle sahen in der neuen Einigkeit den »Geist von 1914« Gestalt annehmen, fast wie ein Gefühl religiöser Erweckung lag er in der Luft. Sie bestärkte sie in

ihrem Empfinden, dass die deutsche Kultur nicht einfach nur anders, sondern der französischen Zivilisation mit ihren Wurzeln in Revolution und Republikanismus überlegen sei – von der »materialistischen Demokratie« Großbritanniens ganz zu schweigen. Die Werte der überlegenen deutschen Kultur müssten verteidigt und dem übrigen Europa notfalls aufgezwungen werden.

Weder dieses hochgemute, intellektuell verbrämte Gefühl der Überlegenheit noch der breitere Kriegsenthusiasmus spiegelte präzise oder umfassend wider, was die Menschen dachten. Der Jubel nämlich über den kommenden Krieg beschränkte sich weitgehend auf große Städte und erfasste selbst dort beileibe nicht alle. Der pazifistische Philosoph Bertrand Russell will, wie er später schrieb, in London »zu meinem Entsetzen« beobachtet haben, »dass Durchschnittsmänner und -frauen angesichts der Aussicht auf einen Krieg erfreut waren«. Zeitgenössische Indikatoren allerdings legten nahe, dass in London und anderen Regionen Großbritanniens eine eher ängstlich-nervöse Stimmung herrschte als hurrapatriotischer Enthusiasmus, der sich offenbar vor allem auf Teile der Mittelschicht, darunter insbesondere junge Leute, beschränkte.

Der patriotische Eifer von Studentengruppen im Zentrum Berlins fand unter den Arbeitern in den Industriebezirken der Stadt kein Echo. Dort überwog Antikriegsstimmung – in jedem Fall die Angst vor einem möglichen Krieg, verbunden mit dem Wunsch, den Frieden zu erhalten. Auch auf dem Land fand die Kriegsbegeisterung wenig Verbreitung. »Schwerer Kummer«, so wurde vermeldet, »ist bei vielen unserer Bauernfamilien eingezogen«; angesichts der Aussicht, dass Väter, Söhne, Brüder oder Enkel ihr Leben verlieren könnten, verspüre die Landbevölkerung wenig Anlass zum Jubeln. Viele russische Bauern wiederum hatten keine Vorstellung davon, wofür sie in den Kampf geschickt werden sollten. In französischen Dörfern traf man auf Erschütterung, Pessimismus und eine fatalistische Pflichtergebenheit, Anzeichen eines wilden Jubels über Poincarés Verkündung der *Union sacrée* jedenfalls gab es keine.

Auch innerhalb der industriellen Arbeiterklasse, insbesondere unter Arbeitern, die den stark internationalistischen, zum Pazifismus tendierenden sozialistischen Parteien und Gewerkschaften nahestanden, war von chauvinistischem Ultranationalismus und vorbehaltloser Kriegsbegeisterung relativ wenig zu spüren. Doch selbst hier gab es so gut wie keine Opposition gegen den Krieg. In allen Ländern war der Widerstand gegen die Einberufung gering. Und wo es an Enthusiasmus mangelte, genügte das Pflichtgefühl, oder es trat fatalistische Ergebenheit an dessen Stelle. In Frankreich etwa widersetzten sich nur 1,5 Prozent der Mobilisierten der Einberufung; die Regierung hatte mit 13 Prozent gerechnet. Deutsche Gewerkschafter verpflichteten sich, für die Dauer des Krieges auf Streiks zu verzichten. In den jeweiligen Parlamenten bewilligten deutsche, französische und britische Sozialisten die Kriegsausgaben; nur die russischen Sozialisten enthielten sich der Stimme. (Die fünf Duma-Abgeordneten der Bolschewiki allerdings stimmten dagegen; sie wurden später verhaftet.)

Was die Anhänger des internationalistischen Sozialismus dazu bewog, einen nationalistischen Krieg zu unterstützen, war der Glaube, es handle sich um einen Verteidigungskrieg, der nicht zu vermeiden war; um einen Krieg, den man wohl oder übel kämpfen müsse – und zwar für die Freiheit, nicht für imperialistische Ziele. Spätere Generationen sollten zurückschauen und diesen Krieg als die sinnlose Verschwendung von Menschenleben in einem ungeheuren Ausmaß ansehen; den Zeitgenossen im August 1914 dagegen erschien er überhaupt nicht sinnlos. Arbeiter waren bereit, an der Seite ihrer Landsleute und Verbündeten für ihr Land zu kämpfen – und zu sterben, in einem Krieg, den sie als gerechten Krieg, als Selbstverteidigung gegen die Aggression ausländischer Feinde ansahen. Alle hatten sie »gedient«, und in dieser Zeit waren ihnen Patriotismus und Disziplin eingepflegt worden. Sie erwiesen sich nun in erster Linie als Patrioten, nur in zweiter Linie als Sozialisten.

Die sozialistische Linke in Deutschland war einig in der Bereitschaft, Deutschland gegen die verabscheute zaristische Autokratie zu vertei-

digen. Noch während der letzten Julitage hatten die Sozialdemokraten in deutschen Städten große Antikriegskundgebungen veranstaltet, die insgesamt schätzungsweise eine halbe Million Friedensdemonstranten auf die Straße brachten. Doch sie betonten zugleich und sehr bewusst, in der Stunde der Not seien auch die Arbeiter bereit, das Vaterland zu verteidigen. Diese Not, das war der »Krieg gegen den Zarismus«. So schlug, als Deutschland die russische Mobilmachung mit der Kriegserklärung beantwortete, die Stimmung in patriotische Verteidigungsbereitschaft um. Aus dem gleichen Grund befürworteten die deutschsprachigen Sozialisten in Österreich den Krieg. Auf der anderen Seite stellten sich die russischen Sozialisten, die Antikriegshaltung der Bolschewiki übergehend, geschlossen hinter die Verteidigung von »Mütterchen Russland« gegen die Deutschen, die, wie der Anarchist Kropotkin schrieb, »alle Regeln der Humanität zertrampeln«. Streiks wurden eingestellt, Pazifisten und Internationalisten ins Exil gezwungen. Nicht anders dachten französische Sozialisten über die Notwendigkeit, *la patrie* gegen einen Einmarsch der verhassten Deutschen zu verteidigen. Auch die britische Labour Party glaubte, der Krieg müsse geführt werden, bis Deutschland bezwungen sei.

In jedem Land peitschten Zeitungen fremdenfeindliche Hysterie auf. Manche Menschen, zu ihrer Ehre sei es gesagt, widerstanden dem. Generell jedoch, angeregt durch die Medien, blühten wilde Phantasien, überall sah man Spione und Angehörige der Fünften Kolonne. Wer einen fremden Akzent hören ließ, einen fremdländisch klingenden Namen trug, geriet in Verdacht und musste sich hüten. In Frankreich etwa konnten sich jene, deren deutscher Akzent ihre Herkunft aus dem Elsass verriet, unerwarteten Attacken ausgesetzt sehen. In München mussten zwei Frauen, die sich in der Öffentlichkeit französisch unterhielten, von der Polizei in Sicherheit gebracht werden. Patriotische Mobs in St. Petersburg demolierten die deutsche Botschaft und plünderten deutsche Geschäfte. Dieser Irrsinn ging so weit, dass der Zar die russische Hauptstadt umbenannte in Petrograd: St. Petersburg klang zu deutsch.

In den ersten Augusttagen drängte eine Viertelmillion deutscher Männer freiwillig zu den Waffen – eine beeindruckende Zahl, wenn man bedenkt, dass fast die gesamte männliche Bevölkerung wehrpflichtig war, ausgenommen waren nur Männer unter 17 oder über 50 Jahren. In Großbritannien, der einzigen Großmacht ohne allgemeine Wehrpflicht, meldeten sich im August 1914 300 000 Männer freiwillig zum Dienst, im September weitere 450 000. In den Industriestädten gingen viele Arbeitskollegen und Nachbarn gemeinsam zum Militär und wurden zu »Pals battalions« (»Kumpel-Bataillonen«) zusammengefasst. Der soziale Druck, sich zu verpflichten, war groß. Aber auch die Kriegsbegeisterung war, wie in anderen Ländern, in Großbritannien letztlich weitverbreitet und der Widerstand gering. An seinem Beginn war der »Große Krieg« ein populärer Krieg.

In allen kriegführenden Ländern wurden Soldaten, die zur Front aufbrachen, an den Bahnhöfen von jubelnden Mengen verabschiedet. Der tränenreiche Abschied der Mütter, Ehefrauen und Kinder wurde begleitet von patriotischen Liedern und begeisterten Äußerungen über einen raschen Sieg und ein baldiges Wiedersehen. Wie immer sie sich nach außen ihren Familien und Freunden gegenüber auch zeigten, viele, womöglich die meisten dieser Reservisten, die nun loszogen, um zu kämpfen, verließen Wohnungen, Häuser und Bauernhöfe, die Büros und Arbeitsstätten nur mit einigem Widerstreben und einiger Besorgnis. Sie trösteten sich selbst und ihre Angehörigen mit dem Wunschtraum »Zu Weihnachten ist alles vorüber«. Wenige waren in ihren Vorahnungen so hellsichtig wie der österreichische Politiker und Jurist Josef Redlich, der am 3. August 1914 im Wiener Nordbahnhof Tausende von Reservisten in die Züge zur Front steigen sah: »Die weinenden Mütter, Ehefrauen und Bräute: welcher Jammer wird erst kommen.«

Die Mobilmachung folgte den Zugfahrplänen. Die Deutschen ließen 11 000, die Franzosen 7000 Züge rollen, um ihre Truppen an die Front zu bringen. Auch Pferde mussten zur Front befördert werden – in enormer Zahl: Zusammen fast 2,5 Millionen Pferde boten Österrei-

cher, Deutsche und Russen auf, Briten und Franzosen noch einige Hunderttausend weitere. In ihrer Abhängigkeit von der Pferdekraft unterschieden sich die Armeen von 1914 kaum von denen der napoleonischen Zeit.

Die Uniformen aber hatten inzwischen Glanz und Farbenpracht verloren, die meisten waren khakifarben oder feldgrau. Nur die Franzosen zogen noch in den leuchtend blauen Waffenröcken in den Krieg, in den roten Hosen und rotblauen Képis, die einer früheren Zeit angehörten. Kein Soldat hatte im August 1914 einen schützenden Stahlhelm bei seinem Marschgepäck – erst 1915 erhielten französische und britische Soldaten Helme, im Jahr darauf auch die deutschen Truppen. Auch eine Gasmaske, die bald zum notwendigen, wenn auch unzureichenden Schutz gegen eine neue und tödliche Waffe werden sollte, hatte keiner dabei.

So, wie sie 1914 in den Krieg zogen, waren es Armeen des 19. Jahrhunderts, und sie standen kurz davor, einen Krieg des 20. Jahrhunderts zu führen.

